

Bachelorarbeit

zum Thema

Androzentrismus in der Ökonomie: Eine feministische Analyse des Homo oeconomicus

Erstgutachter: Dr. Julian Bank

Zweitgutachter: Julian Becker

Name: Lisa Marie Strugholz

Studiengang: B.A. Gym/Ge Wirtschaft-Politik/Sozialwissenschaften & Biologie

Ort, Datum: Essen, den 12.03.2026

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	2
2. Theoretischer Hintergrund	4
2.1. Feminismus und Epistemologie	4
2.2. Neoklassische Ökonomik	9
2.3. Feministische Ökonomik	12
3. Methodik	15
4. Analyse des Homo oeconomicus aus feministischer Perspektive	17
4.1. Rationalität	18
4.1.1. Rekonstruktion der Annahme	18
4.1.2. Kritische Analyse der Annahme	20
4.2. Stabile, exogene Präferenzen	24
4.2.1. Rekonstruktion der Annahme	24
4.2.2. Kritische Analyse der Annahme	26
4.3. Nutzenmaximierung	28
4.3.1. Rekonstruktion der Annahme	28
4.3.2. Kritische Analyse der Annahme	30
5. Diskussion	33
5.1. Zusammenfassung der Analyse	33
5.2. Epistemologische Einordnung der Ergebnisse	35
5.3. Implikationen für Ökonomie und Politik	38
5.4. Grenzen der Arbeit und Ausblick	39
6. Fazit	41
Literaturverzeichnis	43

1. Einleitung

Nach Lionel Robbins kann Ökonomik als Wissenschaft definiert werden, die menschliches Verhalten als Beziehung zwischen Zielen und knappen Mitteln mit alternativen Verwendungsmöglichkeiten untersucht (Suchanek & Kerscher, 2007, S. 254). Insbesondere die Neoklassik, als eine dominante Theorieschule innerhalb der Disziplin, zeichnet sich durch den methodologischen Individualismus und damit ihren Fokus auf individuelles Entscheidungsverhalten aus (Arnsperger & Varoufakis, 2006, S. 7–8). Dieses wird durch das Subjektmodell des Homo oeconomicus modelliert: eine idealtypische Figur, die als rational, autonom und nutzenmaximierend konzipiert ist. Dieses Modell beansprucht formale Allgemeingültigkeit und Geschlechtsneutralität (Maier, 1993). Der Homo oeconomicus erscheint somit als universelles Subjekt ökonomischer Theorie.

Feministische Forschung hat jedoch darauf hingewiesen, dass der Anspruch auf Neutralität und Universalität selbst einer kritischen Prüfung bedarf. Erkenntnis entsteht nicht außerhalb gesellschaftlicher Machtverhältnisse, sondern ist in soziale Kontexte eingebettet (Haraway, 1988; Harding, 1991). Vor diesem Hintergrund kann Universalität zur Verallgemeinerung einer partikularen Perspektive werden. Der Begriff des Androzentrismus beschreibt eine solche strukturelle Verzerrung: Männlich konnotierte Erfahrungs- und Handlungsmuster werden implizit zum Maßstab des Allgemeinen erhoben, während andere Perspektiven als Abweichung erscheinen oder unsichtbar bleiben (Paulitz, 2019, S. 158). Der androzentrische Bias ist dabei nicht als individuelle Voreingenommenheit zu verstehen, sondern als epistemisches Strukturproblem, das auch in grundlegenden Annahmen und theoretischen Setzungen wirksam wird. Überträgt man diese Perspektive auf das ökonomische Subjektmodell, stellt sich die Frage, ob Eigenschaften wie Rationalität, Präferenzstabilität oder eigennutzenorientierte Nutzenmaximierung tatsächlich geschlechtsneutral gefasst sind oder eine historisch situierte, männlich codierte Vorstellung ökonomischer Handlungsfähigkeit verallgemeinern.

Diese Frage gewinnt angesichts der anhaltenden Dominanz der neoklassischen Ökonomik im wissenschaftlichen und politischen Diskurs an Bedeutung. Das neoklassische Paradigma prägt wirtschaftswissenschaftliche Lehrpläne, strukturiert Forschungsprogramme und beeinflusst wirtschaftspolitische Maßnahmen (Ghilarducci et al., 2023; Hodgson, 2025; Kapeller et al., 2022). Zugleich bestehen in modernen Gesellschaften noch immer ausgeprägte geschlechtsspezifische Ungleichheiten: Frauen sind trotz hoher Bildungsabschlüsse in Führungspositionen unterrepräsentiert, arbeiten häufiger in Teilzeit oder prekären Beschäftigungsverhältnissen und übernehmen weiterhin den Großteil unbezahlter Reproduktionsarbeit (Lott et al., 2022; Scheele, 2019, S. 759). Tätigkeiten sozialer Reproduktion bilden die Voraussetzung marktförmiger Produktion, bleiben jedoch in zentralen ökonomischen Modellen und volkswirtschaftlichen Kennziffern unberücksichtigt (van Staveren, 2010, S. 30). Vor

diesem Hintergrund erscheint eine kritische Reflexion des ökonomischen Subjektmodells nicht nur wissenschaftlich, sondern auch gesellschaftlich relevant.

Die vorliegende Arbeit setzt an dieser Problemstellung an. Es wird nicht das Ziel verfolgt, die empirische Realitätsnähe des Homo oeconomicus zu überprüfen, sondern das Modell als theoretische Konstruktion zu analysieren. Im Mittelpunkt steht eine theorieanalytische Untersuchung seiner konstitutiven Annahmen. Ziel ist es, die epistemischen Voraussetzungen und impliziten normativen Setzungen sichtbar zu machen, die im Anspruch auf Geschlechtsneutralität und Universalität enthalten sind. Die zentrale Forschungsfrage lautet daher: Inwiefern ist das neoklassische Modell des Homo oeconomicus von einem androzentrischen Bias geprägt?

Zur Beantwortung dieser Frage werden zunächst die theoretischen Grundlagen feministischer Epistemologie sowie zentrale Charakteristika der neoklassischen und feministischen Ökonomik dargestellt. Anschließend erfolgt eine systematische Rekonstruktion der konstitutiven Annahmen des Homo oeconomicus: Rationalität, stabile und exogene Präferenzen sowie Nutzenmaximierung. Diese Annahmen werden jeweils im Lichte feministischer Wissenschaftskritik analysiert, um implizite Dichotomien, normative Setzungen und mögliche epistemische Verzerrungen sichtbar zu machen. Abschließend werden die Ergebnisse zusammengeführt, erkenntnistheoretisch eingeordnet und hinsichtlich ihrer Implikationen für Wissenschaft und Politik diskutiert.

2. Theoretischer Hintergrund

Um das Subjektmodell des Homo oeconomicus nicht isoliert, sondern im Kontext seiner erkenntnistheoretischen und disziplinären Voraussetzungen analysieren zu können, werden im folgenden Kapitel die zentralen theoretischen Grundlagen feministischer Epistemologie sowie der neoklassischen und feministischen Ökonomik dargestellt.

2.1. Feminismus und Epistemologie

In diesem Kapitel wird in die theoretischen Grundlagen der feministischen Epistemologie eingeführt und diese werden historisch innerhalb der Entwicklung der feministischen Theorie verortet. Es werden zentrale Begriffe und Konzepte der feministischen Wissenschaftskritik herausgearbeitet, insbesondere der Androzentrismus sowie zentrale epistemologische Theorien von Sandra Harding und Donna Haraway. Es werden die erkenntnistheoretischen Grundlagen für die weitere Analyse des Subjektmodells geschaffen. Die Auseinandersetzung mit feministischer Epistemologie ist insofern zentral, als das der androzentrische Bias nicht ausschließlich auf der Ebene einzelner Modellannahmen verortet wird, sondern auch als strukturelles Problem wissenschaftlicher Wissensproduktion verstanden wird. In der folgenden Analyse wird auf dieser theoretischen Rahmung aufgebaut und die gewonnenen epistemologischen Einsichten werden auf die ökonomische Theorie übertragen.

Feministische Erkenntnistheorie ist nicht losgelöst von politischen Bewegungen entstanden, sondern entwickelte sich aus historischen Kämpfen gegen geschlechtsspezifische Ungleichheit. Ein Überblick über die Entwicklung des Feminismus verdeutlicht, wie aus Forderungen nach rechtlicher und sozialer Gleichstellung zunehmend auch grundlegende Kritiken an wissenschaftlichen Erkenntnisansprüchen hervorgingen. Ab Mitte des 19. Jahrhunderts formierten sich in Europa und Nordamerika organisierte Frauenbewegungen, die häufig als „erste Welle“ des Feminismus bezeichnet werden. Zentrale Anliegen dieser Phase waren der Zugang von Frauen zu Bildung, Erwerbsarbeit und politischer Partizipation, vor allem die Erlangung des Wahlrechts (Choi, 2022, S. 106). Diese Forderungen richteten sich gegen eine gesellschaftliche Ordnung, in der Frauen systematisch aus Öffentlichkeit, Politik und Wissenschaft ausgeschlossen waren (Choi, 2022, S. 106). Parallel entwickelten sich sozialistisch-feministische Strömungen, die geschlechtsspezifische Ungleichheit als eng mit Klassenverhältnissen und kapitalistischen Produktionsweisen verknüpft analysierten (Thiessen, 2010, S. 40). Die Industrialisierung trug zwar zur Veränderung der Lebensrealitäten von Frauen bei, indem sie vermehrt Zugang zu Erwerbsarbeit erhielten, stabilisierte jedoch zugleich eine geschlechtsspezifische Arbeitsteilung. Männer übten überwiegend höher bezahlte und qualifizierte Tätigkeiten aus, während Frauen auf geringer entlohnte, prekäre Arbeit sowie auf unbezahlte Reproduktionsarbeit verwiesen wurden (Choi, 2022, S. 111). Reproduktionsarbeit bezeichnet die Tätigkeiten, die zur Erhaltung und Erneuerung des menschlichen Lebens und

der Arbeitskraft erforderlich sind und als grundlegende Stütze der kapitalistischen Wirtschaft dienen (Becker-Schmidt, 2019). Sie umfasst sowohl tägliche Haushaltsaufgaben wie Kochen oder Putzen als auch generative Tätigkeiten wie Kindererziehung und die Pflege von älteren, kranken oder pflegebedürftigen Menschen. Diese Ordnung wurde durch naturalistische Geschlechterbilder legitimiert, die Frauen als emotional und abhängig und Männer als rational, leistungsfähig und autonom konstruierten (Choi, 2022, S. 111). Diese Dichotomien bilden einen wichtigen Hintergrund für spätere feministische Kritiken an wissenschaftlichen Rationalitäts- und Objektivitätskonzepten.

Einen entscheidenden theoretischen Impuls lieferte Simone de Beauvoir mit *Das andere Geschlecht* (1949). Ihre Analyse von Weiblichkeit als gesellschaftlich hergestellter Kategorie und ihre Beschreibung der Frau als „das Andere“ eines männlich gesetzten Subjekts markierten einen frühen Bruch mit biologischen und naturalistischen Erklärungen von Geschlechterdifferenzen (Beauvoir, 2023). Diese konstruktivistische Perspektive bildete eine wichtige Grundlage für die weitere feministische Theorieentwicklung und leitete die sogenannte „zweite Welle“ des Feminismus ein. Ab den 1960er Jahren entwickelte sich in diesem Kontext eine umfassendere Kritik gesellschaftlicher Machtverhältnisse. Feministische Bewegungen richteten sich nun nicht nur gegen formale Ungleichheit, sondern expliziter gegen die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, die Abwertung von Reproduktionsarbeit sowie gegen patriarchale Wissensordnungen (Kent, 2022, S. 14). In diesem Zusammenhang entstand eine feministische Wissenschaftskritik, die den androzentrischen Bias vieler Disziplinen offenlegte und traditionelle Vorstellungen wissenschaftlicher Neutralität und Objektivität in Frage stellte (Trächtler, 2025b, S. 1–2). Seit den 1970er Jahren wurde diese Kritik durch intersektionale, postkoloniale und queer-feministische Ansätze weiterentwickelt. Insbesondere Schwarze Feministinnen und Women of Color kritisierten die Verallgemeinerung weißer, mittelständischer Erfahrungen und machten deutlich, dass Wissen stets entlang mehrerer, miteinander verschränkter Machtachsen produziert wird (Lukose, 2022, S. 194–195). Diese Perspektiven trugen maßgeblich dazu bei, Vorstellungen einer essentialistischen Weiblichkeit zu problematisieren und feministische Theorie zu pluralisieren.

Feministische Theorie bewegt sich in einem Spannungsfeld: Gleichheitsorientierte Ansätze kritisieren, dass das Ideal des universellen Menschseins historisch nur für Männer eingelöst wurde, und fordern rechtliche Gleichstellung sowie gleiche Zugänge zu Bildung, Arbeit und politischer Partizipation (Pimminger, 2019, S. 48). Sie denaturalisieren Geschlechterrollen und zielen darauf ab, systemische Benachteiligungen von Frauen abzubauen (Pimminger, 2019, S. 48). Zugleich provoziert die enge Definition von Gleichheit der Geschlechter die Anpassung von Frauen an eine männlich codierte Norm (Pimminger, 2019, S. 48). Dadurch wird das Nachrücken von Frauen in männlich dominierte Felder in den Mittelpunkt gerückt, anstatt die systematische Devaluation von Weiblichkeit zu problematisieren. Differenzorientierte An-

sätze rücken dagegen die symbolische Ordnung in den Blick: die kulturelle Abwertung weiblich konnotierter Tätigkeiten und die Setzung männlicher Lebensformen als unmarkierte Norm (Pimminger, 2019, S. 49). Diese Positionen machen Unterschiede sichtbar und zielen darauf ab, die androzentrische Wertordnung der Gesellschaft selbst anzugreifen (Pimminger, 2019, S. 49). Der Fokus auf Differenzen zwischen den Geschlechtern birgt jedoch das Risiko, historische, binäre Rollenzuschreibungen in stabile, naturhafte Eigenschaften zu übersetzen und damit essentialistische Geschlechterkonzeptionen zu reproduzieren (Pimminger, 2019, S. 49). Aus diesem Spannungsfeld ergibt sich ein Dilemma: ohne die Benennung von Differenzen zwischen Geschlechtern ist es kaum möglich, strukturelle Ungleichheiten zu adressieren. Durch die Benennung von Differenz besteht jedoch das Risiko, Gruppen zu essentialisieren und binäre Zuschreibungen zu verfestigen. Feministische Theorie reagiert auf Essentialismus mit intersektionalen Perspektiven. Das von Crenshaw (1989) geprägte Konzept der Intersektionalität zeigt, dass „Frau“ keine homogene Kategorie ist, sondern dass Erfahrungen von Geschlecht stets mit Klasse, race, Sexualität und anderen Machtachsen verflochten sind. Essentialismus kann jedoch auch strategisch eingesetzt werden. Dabei werden Kategorien wie „Frau“ bewusst zu einem Kollektiv zusammengefasst, um gemeinsame Interessen sichtbar zu machen und wirksam zu vertreten, während theoretisch anerkannt bleibt, dass die Kategorie „Frau“ eine heterogene und gesellschaftlich konstruierte Gruppe bildet (Spivak, 1996, S. 211–216). Deshalb erlaubt strategischer Essentialismus politische Handlungsfähigkeit, ohne die Kritik an der sozialen und historischen Konstruiertheit von Geschlechtern vollständig aufzugeben.

Vor diesem Hintergrund setzt sich feministische Epistemologie mit der Frage auseinander, wie Wissen unter Bedingungen sozialer Ungleichheit entsteht. Sie untersucht, wie Geschlechterverhältnisse, gemeinsam mit weiteren Machtstrukturen, in Begriffe, Methoden und Objektivitätsansprüche der Wissenschaft eingeschrieben sind. Feministische Wissenschaftskritik, wie sie insbesondere von Sandra Harding und Donna Haraway entwickelt wurde, bildet einen zentralen theoretischen Rahmen, um den androzentrischen Bias als strukturelles Problem der Wissenschaft zu analysieren. Beide Autorinnen teilen die Überzeugung, dass das Streben nach Neutralität nicht zu objektiverem Wissen führt, sondern systematische Verzerrungen verdeckt. Eine Ausprägung dieser Verzerrungen in Bezug auf Gender ist der androzentrische Bias, der das Kernkonzept der vorliegenden Arbeit bildet. Im folgenden Abschnitt werden diese epistemologischen Ansätze systematisch dargestellt.

Androzentrismus bezeichnet eine Perspektive, in der männliche Erfahrungen, Lebensrealitäten und Körper als implizite Norm des Menschlichen gesetzt werden (Paulitz, 2019, S. 158). Alles, was von dieser Norm abweicht, erscheint entweder als Sonderfall oder bleibt vollständig unsichtbar. Androzentrismus ist dabei nicht als Summe individueller Vorurteile zu verstehen, sondern als tief verankerter Ordnungsrahmen wissenschaftlicher Wissensproduktion

(Harding, 2010, S. 315). Der androzentrische Bias beschreibt die konkrete epistemische Verzerrung, die entsteht, wenn diese männlich zentrierte Perspektive unreflektiert in Forschungspraxis und Theoriebildung eingeht (Meyer et al., 2025, S. 239–240). Er manifestiert sich unter anderem in der systematischen Vernachlässigung von Fragestellungen, die für Frauen oder andere marginalisierte Gruppen relevant sind, in der Behandlung männlicher Körper als „Standard“ wissenschaftlicher Untersuchung sowie in stereotypen Deutungsmustern, die soziale oder biologische Phänomene entlang dichotomer Zuschreibungen wie aktiv vs. passiv oder rational vs. emotional interpretieren (Meyer et al., 2025, S. 239). Der androzentrische Bias ist damit ein strukturelles Merkmal der Wissenschaft.

Sandra Harding entwickelt ihre feministische Wissenschaftskritik im Rahmen der Standpunkttheorie und führt die Unterscheidung zwischen „schwacher“ und „starker“ Objektivität ein (Trächtler, 2025a, S. 71). Als „schwach“ bezeichnet sie das klassische wissenschaftliche Objektivitätsverständnis, das sich nahezu ausschließlich auf den Kontext der Rechtfertigung konzentriert, also auf die empirische Überprüfung von Hypothesen (Harding, 1991, S. 143). Unberücksichtigt bleibt dabei der Kontext der Entdeckung: die sozialen Interessen, Werte und Machtverhältnisse, die bestimmen, welche Fragen überhaupt gestellt werden und aus welcher Perspektive geforscht wird (Harding, 1991, S. 143). Gerade weil schwache Objektivität vorgibt, wertfrei zu sein, ist sie nach Harding besonders anfällig für androzentrische Verzerrungen. Die männlich geprägten Hintergrundannahmen der Wissenschaft bleiben unsichtbar und erscheinen als selbstverständlich (Harding, 1991, S. 147). Androzentrismus kann so nicht erkannt werden, da er bereits in der Auswahl der Forschungsgegenstände und in der Begriffsbildung wirksam ist. Als Gegenentwurf entwickelt Harding das Konzept der starken Objektivität. Diese fordert, Forschung nicht vom Standpunkt gesellschaftlich dominanter Gruppen aus zu betreiben, sondern systematisch von den Lebensrealitäten marginalisierter Gruppen auszugehen (Harding, 1991, S. 151). Personen in untergeordneten sozialen Positionen verfügen über eine Form der „double consciousness“ (Mies, 2024, S. 137), da sie sowohl ihre eigene Perspektive als auch die der Dominanzkultur verstehen müssen. Diese epistemische Doppelperspektive verschafft ihnen einen strategischen Vorteil für eine weniger verzerrte Analyse sozialer Verhältnisse (Paulitz, 2019, S. 161). Ein zentrales Instrument starker Objektivität ist die starke Reflexivität. Forschende müssen nicht nur ihre Untersuchungsobjekte, sondern auch ihre eigenen sozialen Positionierungen, Interessen und disziplinären Traditionen kritisch reflektieren (Harding, 1991, S. 163). Objektivität wird damit nicht als Abwesenheit von Perspektivität verstanden, sondern als Ergebnis eines reflexiven Erkenntnisprozesses. Aus der Perspektive Hardings ist der androzentrische Bias vor allem das Ergebnis schwacher Objektivität. Starke Objektivität hingegen bietet ein methodologisches Instrument, um androzentrische Verzerrungen aufzudecken, indem Forschung systematisch von marginalisierten Standpunkten aus neu organisiert wird.

Donna Haraway radikalisiert die Kritik an wissenschaftlicher Neutralität mit ihrem Konzept des situierten Wissens. Ausgangspunkt ist ihre Kritik am sogenannten „God Trick“ (Haraway, 1988, S. 582), der Illusion, die Welt aus einem allwissenden, körperlosen „gaze from nowhere“ (Haraway, 1988, S. 581) erfassen zu können. Diese Vorstellung verschleiert die konkreten historischen, sozialen und körperlichen Bedingungen, unter denen Wissen produziert wird, und erlaubt es einer spezifischen Perspektive, häufig weiß, männlich und privilegiert, sich als universell auszugeben (Trächtler, 2025b, S. 3). Gegen dieses Objektivitätsverständnis setzt Haraway (1988, S. 582) die These, dass jedes Wissen notwendig situiert und verkörpert ist. Erkenntnis entsteht immer aus einer bestimmten Position heraus und ist daher partiell, begrenzt und perspektivisch. Für Haraway liegt gerade in der Anerkennung dieser Partialität die Voraussetzung für Objektivität: Nur wer die eigenen Grenzen und Verstrickungen offenlegt, kann verantwortungsvoll Wissen produzieren (Haraway, 1988, S. 583). Zugleich lehnt sie Relativismus ab, da auch dieser beansprucht, „everywhere and nowhere equally and fully“ (Haraway, 1988, S. 584) zu sein, ohne Verantwortung für konkrete Standpunkte zu übernehmen. Stattdessen plädiert Haraway (1988, S. 585) für eine positionierte Rationalität, die Wahrheit nicht als absolute, sondern als verantwortbare und rechenschaftspflichtige Darstellung der Welt begreift. Nach Haraway kann Androzentrismus als konkrete Ausprägung des God Tricks interpretiert werden. Die männliche Perspektive kann sich als universell darstellen, weil sie ihre eigene Situietheit verleugnet. Das Konzept des situierten Wissens demaskiert diese falsche Universalität, indem es zeigt, dass vermeintlich objektive Erkenntnisse aus spezifischen Machtpositionen hervorgehen.

Trotz unterschiedlicher Akzentsetzungen verfolgen Harding und Haraway ein gemeinsames Ziel: die Maximierung wissenschaftlicher Objektivität durch die Offenlegung von Machtverhältnissen und Perspektivität. Beide positionieren sich explizit zwischen universalistischem Wahrheitsanspruch und relativistischer Gleichgültigkeit (Meyer et al., 2025, S. 255). Objektivität wird nicht als Zustand der Unvoreingenommenheit verstanden, sondern als fortlaufender Prozess der Positionierung, Reflexion und Verantwortungsübernahme. Androzentrismus erscheint aus dieser Perspektive als strukturelles Problem wissenschaftlicher Wissensproduktion. Die Überwindung des androzentrischen Bias erfordert epistemische Vielfalt und die systematische Einbeziehung unterschiedlicher sozialer Standorte. Für die Praxis der Wissenschaft bedeutet dies, dass Forschende ihre Positionen und möglichen Privilegien in Geschlecht, Klasse, race und Einbindung in Machtverhältnisse explizit machen müssen, und die wissenschaftliche Landschaft diversifiziert werden muss, da nur durch einen pluralen Diskurs annähernde Objektivität erreicht werden kann (Singer, 2010, S. 298).

2.2. Neoklassische Ökonomik

Um das Modell des Homo oeconomicus theoretisch zu verorten, wird in diesem Kapitel ein Einblick in das neoklassische Paradigma gegeben und der Homo oeconomicus als zentrales Subjektmodell der Neoklassik identifiziert. Es wird zunächst die historische Entwicklung der Neoklassik in Grundzügen dargestellt, um die Genese ihrer zentralen Annahmen nachzuvollziehen und die Neoklassik anschließend zu definieren. Abschließend wird die anhaltende Aktualität des neoklassischen Paradigmas verdeutlicht.

Die Entstehung der neoklassischen Ökonomik lässt sich auf das späte 19. Jahrhundert zurückführen und markierte einen Paradigmenwechsel gegenüber der klassischen Ökonomie. Während Ökonomen der klassischen Ökonomie langfristige Wachstumsprozesse und Produktionsverhältnisse in den Mittelpunkt stellten, verlagert sich in der Neoklassik der Fokus auf individuelle Entscheidungen, Ressourcenallokation und Marktgleichgewichte (Blaug, 1996, S. 278). Als Ausgangspunkt wird häufig die *marginalistische Revolution* der 1870er Jahre benannt, getragen von William Stanley Jevons, Carl Menger und Léon Walras, die unabhängig voneinander das Prinzip des abnehmenden Grenznutzens formulierten (Blaug, 1996, S. 277). In Abgrenzung zur klassischen Arbeitswertlehre wurde eine subjektive Werttheorie entwickelt, in der der Wert eines Gutes aus seinem individuellen Nutzen abgeleitet wird (Blaug, 1996, S. 281). Gleichzeitig verschob sich die ökonomische Theorie in Bezug auf Produktivität: Reproduktive Leistungen sowie ökologische Grundlagen der Produktion wurden ausgeblendet (Biesecker & Hofmeister, 2010, S. 60). Der Lohn wurde nun durch die Grenzproduktivität der Erwerbsarbeit bestimmt, während sämtliche Bindungen zu lebensnotwendiger Reproduktion, die in der klassischen Ökonomie noch in Ansätzen vorhanden war, entfielen. Die neoklassische Disziplin wurde zunehmend mathematisiert und die Annahmen über nutzenmaximierende Individuen, Märkte als effiziente Allokationsmechanismen und die Gleichgewichtsorientierung wurden axiomatisiert (Stilwell, 2023, S. 190). Spätere kritische Strömungen, wie der Keynesianismus oder die Institutionenökonomik, wurden so umgeformt, dass sie mit neoklassischen Grundannahmen vereinbar wurden (Stilwell, 2023, S. 191). Die Neoklassik nahm somit eine hegemoniale Stellung innerhalb der wirtschaftswissenschaftlichen Disziplin ein.

Die Annahmen rationalen Verhaltens, der Nutzenmaximierung und Gleichgewichtsorientierung bilden bis heute den Kern der neoklassischen Mainstream-Ökonomik. Hodgson (2025, S. 1075) identifiziert diese als drei Kernelemente neoklassischer Theorie: Erstens geht sie von rationalem, maximierendem Verhalten ökonomischer Akteure mit gegebenen und stabilen Präferenzen aus. Zweitens konzentriert sie sich auf Gleichgewichtszustände oder auf Prozesse, die auf solche Zustände zulaufen; und drittens ist sie durch das weitgehende Fehlen von Informationsproblemen gekennzeichnet. Eine methodologische Präzisierung liefern Arnsperger und Varoufakis (2006), die drei Meta-Axiome der Neoklassik benennen. Zentrales

Element ist dabei der methodologische Individualismus, dem zufolge alle ökonomischen Phänomene auf Handlungen von Individuen auf der Mikroebene zurückgeführt werden müssen (Arnsperger & Varoufakis, 2006, S. 7–8). Externe Einflüsse durch soziale Institutionen oder kulturelle Kontexte werden entweder negiert oder analytisch ausgeklammert. Zwar erkennt die Ökonomik zunehmend an, dass Akteure sozial eingebettet sind, gleichwohl bleibt der methodologische Individualismus die grundlegende Voraussetzung der meisten neoklassischen Modelle (Arnsperger & Varoufakis, 2006, S. 7). Ergänzt wird dieser durch einen methodologischen Instrumentalismus, nach dem jedes Verhalten der Akteure als Mittel zur Maximierung der Präferenzbefriedigung interpretiert wird (Arnsperger & Varoufakis, 2006, S. 8–10). Auch wenn die Annahme stabiler und exogener Präferenzen verstärkt hinterfragt wurde, bleibt die Vorstellung, dass Präferenzen das Handeln vollständig determinieren, weiterhin zentral (Arnsperger & Varoufakis, 2006, S. 10). Drittens ist die Neoklassik durch ein methodologisches Gleichgewichtsdenken geprägt. Damit beschreiben Arnsperger und Varoufakis (2006, S. 10–12) die axiomatische Annahme eines Gleichgewichts, dessen Entstehung nicht hinterfragt wird. Da die Entstehung eines Gleichgewichts als natürliche Konsequenz rationaler Entscheidungen nicht belegt werden kann, konzentriert sich die neoklassische Analyse auf die Stabilität des Gleichgewichts. Es wird deutlich, dass die neoklassische Theorie sich neben der Gleichgewichtsannahme vor allem durch ihren Fokus auf das Subjekt auszeichnet: Akteure verhalten sich rational, maximieren ihren Nutzen und haben stabile, exogene Präferenzen. Diese Eigenschaften charakterisieren den Homo oeconomicus, der nicht als ein vollständiges Menschenbild zu verstehen ist, sondern als ein idealtypisches Subjekt der Neoklassik zur Modellierung des menschlichen Entscheidungsverhaltens darstellt. Er verkörpert die drei konstitutiven Annahmen: Rationalität liefert die logische Struktur des Handelns, Nutzenmaximierung definiert das Ziel und stabile, exogene Präferenzen sichern, dass Entscheidungen vorhersehbar und analytisch handhabbar bleiben.

Die neoklassische Ökonomik ist in einer positivistischen Erkenntnistheorie verwurzelt, die darauf abzielt, die Wirtschaftswissenschaft als wertfreie und objektive Disziplin nach dem Vorbild der Naturwissenschaften zu etablieren (Kirchgässner, 2008, S. 3). Im Zentrum steht der Anspruch, ökonomische Phänomene zu beschreiben und zu prognostizieren, ohne normative oder ethische Bewertungen vorzunehmen. Das damit verbundene Postulat der Werturteilsfreiheit impliziert, dass die Gültigkeit wissenschaftlicher Aussagen unabhängig von den moralischen oder politischen Überzeugungen der Forschenden stehen soll (Kirchgässner, 2008, S. 3). Forschende erscheinen in dieser Perspektive als neutrale Beobachter*innen einer von ihnen unabhängigen Realität, was auf eine erkenntnistheoretische Verortung im Realismus verweist. Darüber hinaus folgt die neoklassische Theorie einem deduktiven und stark formalisierten Vorgehen (Colander et al., 2004, S. 491). Auf der Basis abstrakter, teils stark idealisierter Axiome werden mithilfe mathematischer Modelle theoretische Schlussfolgerungen und

Prognosen abgeleitet. Die Verwendung solcher Modelle wird häufig dadurch begründet, dass nicht der Realitätsgehalt der Annahmen entscheidend ist, sondern die Prognosefähigkeit des Modells (Reiss, 2012). Maßgeblich ist somit die empirische Adäquatheit der abgeleiteten Aussagen, nicht die empirische Realitätsnähe der Axiome selbst. In diesem Sinne lässt sich die Neoklassik epistemologisch auch dem Instrumentalismus zuordnen.

Trotz vermehrter Kritik infolge der Finanzkrise 2008 und einer zunehmenden methodischen Pluralisierung am Rande des Mainstreams bleiben die zentralen neoklassischen Annahmen bis heute dominant (Kapeller et al., 2022, S. 1183–1184). Während Colander (2000) vom „death of neoclassical economics“ sprach, zeigen neuere Untersuchungen, dass zwar der explizite Gebrauch des Labels „neoclassical“ in den letzten Jahrzehnten zurückgegangen ist, die Kerngedanken jedoch weiterhin den ökonomischen Mainstream prägen (Hodgson, 2025). Colander et al. (2004) argumentieren, dass sich die Mainstream-Ökonomik von einer strikten Orientierung an der „holy trinity – rationality, selfishness, and equilibrium“ (S. 485) entfernt hat. Hodgson (2025) zeigt jedoch anhand einer bibliometrischen Analyse der JSTOR-Datenbank, dass zwar der Gebrauch des Begriffs „neoclassical“ seit Mitte des 20. Jahrhunderts abnimmt, die Suche nach zentralen Annahmen wie „equilibrium“, „maximi*“, „utility“ und „rational*“ in führenden ökonomischen Fachzeitschriften zwischen 1950 und 2019 jedoch eine kontinuierliche Zunahme zeigt, was auf die anhaltende Präsenz neoklassischer Kerngedanken hindeutet. Dies zeigt sich auch an den Universitäten im deutschsprachigen Raum, an denen die überwiegende Mehrheit der Professuren dem neoklassischen Mainstream zuzuordnen ist (Kapeller et al., 2022, S. 1195–1196). Unter dem ökonomischen Mainstream werden nach Colander et al. (2004) die Theorien von Forschenden verstanden, „who are dominant in the leading academic institutions, organizations, and journals at any given time, especially in the leading graduate research institutions.“ (S. 490). Der Mainstream ist damit weniger als klar umrissene Theorie zu verstehen, sondern primär als soziologische Kategorie, die jene Forschungsprogramme und Methoden umfasst, die institutionell dominieren. Historisch ist dieser Mainstream eng mit der neoklassischen Tradition verbunden, deren zentrale Annahmen häufig als orthodoxe Lehrmeinung der Ökonomik bezeichnet werden (Stilwell, 2023, S. 190). Arnsperger und Varoufakis (2006) argumentieren, dass die Dominanz der Neoklassik im Mainstream durch die methodologischen Meta-Axiome stabilisiert wird. Indem diese Meta-Axiome implizit bleiben und als unhinterfragte Grundlagen fungieren, kann die Neoklassik gegen Kritik abgeschirmt und weiterentwickelt werden, ohne den konzeptionellen Kern aufzugeben. Zugleich wird die Dominanz der Neoklassik durch institutionelle Anreize gefördert. Forschende, die auf Basis der Meta-Axiome arbeiten, werden gefördert, was zu einer Einschränkung von Pluralismus führt und eine selbst verstärkende Dynamik erzeugt. Kritiker sehen in dieser Dominanz weitreichende Konsequenzen für die Disziplin. So wird argumentiert, dass die starke Orientierung an mathematisch-deduktiver Modellierung zu

einem methodologischen Monismus führen kann, bei dem vor allem solche Forschung als wissenschaftlich legitim gilt, die den etablierten Modellierungsstandards entspricht (Colander et al., 2004, S. 493; Stilwell, 2023, S. 190). Dies begünstigt nicht nur die Reproduktion des bestehenden Paradigmas innerhalb von Publikations- und Karrierestrukturen, sondern kann auch dazu beitragen, gesellschaftliche Dimensionen wirtschaftlichen Handelns aus der Analyse auszublenden (Mearman et al., 2023). Vor diesem Hintergrund formieren sich heterodoxe Ansätze, die außerhalb des orthodoxen Kerns stehen und häufig eine stärkere Berücksichtigung historischer, institutioneller und sozialer Kontexte sowie methodischen Pluralismus fordern. Nach Mearman et al. (2023) weisen heterodoxe Strömungen wiederkehrende, miteinander verbundene Themen auf, insbesondere einen Anspruch auf Realismus, die Thematisierung von Machtverhältnissen und die Wertschätzung von inhaltlichem wie methodischem Pluralismus. Trotz einer hohen thematischen Diversität teilen heterodoxe Strömungen oftmals die Kritik an den unrealistischen Annahmen des neoklassischen Mainstreams sowie an der hegemonialen Stellung der Neoklassik innerhalb der Disziplin (Mearman et al., 2023). Auch die Feministische Ökonomik gehört zu den heterodoxen Strömungen und wird im folgenden Kapitel vorgestellt.

2.3. Feministische Ökonomik

Da diese Arbeit im Feld der feministischen Ökonomik verortet ist, gibt das folgende Kapitel einen Einblick in den Forschungsstand und die zentralen Themen der feministischen Ökonomik. Diese stellt zentrale Begriffe, Perspektiven und Kritiklinien bereit, mit deren Hilfe geschlechtsblinde Annahmen ökonomischer Modelle sowie deren implizite normative Setzungen analysiert werden können.

Feministische Ökonomik hat sich zu einer klar identifizierbaren, international vernetzten Strömung innerhalb der Wirtschaftswissenschaften entwickelt. Sie ist jedoch weder eine einheitliche Schule noch im Mainstream verankert (Bauhardt & Çağlar, 2010, S. 8). Seit den 1990er-Jahren ist die feministische Ökonomik institutionell sichtbar geworden, etwa durch die Gründung der International Association for Feminist Economics (IAFFE), die Etablierung der Fachzeitschrift *Feminist Economics*, sowie zahlreicher Sammelbände (Maier, 2019, S. 646). Trotz dieser institutionellen Präsenz bleibt Geschlecht in der wirtschaftswissenschaftlichen Lehre und insbesondere in den Kernbereichen der Volkswirtschaftslehre, etwa Makroökonomik, Geld-, Fiskal- und Außenhandelspolitik, weitgehend marginal (Maier, 2019, S. 646). Hier wird Geschlecht weder systematisch als theoretische Kategorie noch in der Datenerhebung und -analyse berücksichtigt. Innerhalb der heterodoxen Ökonomik hat die feministische Ökonomik jedoch eine produktive Rolle eingenommen, insbesondere in der Verbindung zu Post-Keynesianismus, Institutionenökonomik, Sozialökonomik, dem Capability-Approach und ökologischer Ökonomik (van Staveren, 2010). Die Gemeinsamkeit von feministischen und anderen heterodoxen Ansätzen spiegelt sich vor allem in der kritischen Reflexion des neoklassischen

Mainstreams und der Betrachtung ökonomischer Prozesse als eingebettet in gesellschaftliche und institutionelle Strukturen wider.

Trotz ihrer Pluralität lassen sich zentrale theoretische Gemeinsamkeiten feministischer Ökonomik erkennen. Die zentrale Debatte der feministischen Ökonomik betrifft die systematische Ausblendung nicht-marktförmiger Reproduktionsarbeit, die als „strategic silence“ beschrieben wird (Bakker, 1994), da sie verdeckt, dass gesamtwirtschaftliche Produktion wesentlich auf einer hierarchischen geschlechtlichen Arbeitsteilung beruht. Die feministische Ökonomik zielt entsprechend darauf ab, dieses Schweigen aufzubrechen und Reproduktionsarbeit als konstitutiven Bestandteil ökonomischer Analysen sichtbar zu machen. Feministische Ökonomen weisen darauf hin, dass unbezahlte Reproduktionsarbeit, die überwiegend von Frauen geleistet wird, in zentralen makroökonomischen Konzepten, wie dem Bruttoinlandsprodukt, nicht erfasst wird (Bakker, 1994). Dadurch entsteht eine Hierarchisierung zwischen marktförmiger, monetarisierter Erwerbsarbeit und nicht-marktförmiger Reproduktionsarbeit. Diese analytische Ausblendung wird als konstitutiv für die Struktur neoklassischer Modelle beschrieben, die die Reproduktionsleistungen, auf denen marktwirtschaftliche Prozesse aufbauen, systematisch ausklammern.

Geteilt wird außerdem die Kritik an der Androzentrismus der ökonomischen Theorie, die sich unter anderem in männlich kodierten Modellen, der systematischen Ausblendung weiblicher Tätigkeiten und geschlechtsblinden Daten- und Politikdesigns äußert (Bauhardt & Çağlar, 2010, S. 8). Im Zentrum der feministischen Forschung zum androzentrischen Bias in der Neoklassik steht die These, dass die neoklassische Ökonomik trotz ihres Anspruchs auf Geschlechtsneutralität und Wertfreiheit von impliziten, historisch gewachsenen Annahmen geprägt ist, die männlich konnotierte Perspektiven verallgemeinern (England, 2018; Maier, 1993; Nelson, 1996). Diese Kritik richtet sich gegen grundlegende theoretische Prämissen der Mainstream-Ökonomik, wie dem Subjektmodell des Homo oeconomicus. Feministische Ökonomen argumentieren, dass die diesem Modell zugeschriebenen Eigenschaften, wie Autonomie, Nutzenmaximierung, Präferenzstabilität und Rationalität, historisch und kulturell mit Männlichkeit assoziiert sind (England, 2018; Maier, 1993; Nelson, 1996). Demgegenüber werden Fürsorglichkeit, Abhängigkeit, Relationalität oder emotionale Dimensionen sozialen Handelns, die kulturell dem Weiblichen zugeschrieben werden, in der ökonomischen Modellbildung systematisch marginalisiert (Maier, 1993; Nelson, 1996). In diesem Zusammenhang wird insbesondere das Bild eines isolierten, von sozialen Beziehungen weitgehend unabhängigen Akteurs kritisiert, dessen Präferenzen als gegeben und unveränderlich gelten (England, 2018). England (2018) zeigt, dass ein solches Subjektmodell soziale Einbettung, Machtverhältnisse und die gesellschaftliche Formung von Präferenzen nur unzureichend berücksichtigt.

Zusammenfassend zeigt die feministische Ökonomik, dass ökonomische Modelle selten geschlechtsneutral sind, sondern implizit von bestimmten sozialen, kulturellen und historischen Annahmen geprägt werden. Vor diesem Hintergrund ist es relevant, das zentrale Subjektmodell der neoklassischen Theorie, den Homo oeconomicus, im Lichte feministischer Epistemologie zu analysieren, um die Mechanismen und Konsequenzen dieser Androzentrismus im ökonomischen Denken genauer zu untersuchen.

3. Methodik

Die vorliegende Arbeit ist als theorieanalytische Literaturarbeit angelegt. Ziel ist es, zentrale Annahmen des Modells des Homo oeconomicus zu rekonstruieren und im Hinblick auf mögliche androzentrische Verzerrungen zu analysieren. Im Zentrum steht die Forschungsfrage, inwiefern das in der neoklassischen Ökonomik verwendete Menschenbild von androzentrischen Annahmen geprägt ist und welche Auswirkungen dies auf die ökonomische Theorie hat. Die Untersuchung basiert auf der systematischen Analyse bestehender wissenschaftlicher Literatur aus der neoklassischen Theorie sowie der feministischen Ökonomik.

Die Literaturrecherche erfolgte über den Katalog der Universitätsbibliothek Duisburg-Essen. Als zentrale Suchbegriffe wurden unter anderem „Homo oeconomicus“, „economic man“, „feminist economics“ sowie „Androzentrismus“ verwendet. Zusätzlich zu der systematischen Recherche wurde unsystematisch recherchiert, indem die Literaturverzeichnisse zentraler Werke ausgewertet wurden, um weitere einschlägige Publikationen zu identifizieren und den wissenschaftlichen Diskurs möglichst umfassend abzubilden. Die Auswahl der Literatur erfolgte primär nach den Kriterien der thematischen Relevanz für die Forschungsfrage sowie der wissenschaftlichen Qualität der Publikationen, insbesondere peer-reviewter Artikel und etablierter Fachliteratur. Insgesamt wurde sowohl Primär- als auch Sekundärliteratur herangezogen. Während für die ideengeschichtliche Einordnung des Modells des Homo oeconomicus überwiegend Sekundärliteratur genutzt wurde, basiert die Analyse der aktuellen Konzeption des Modells und der feministischen Kritik größtenteils auf Primärliteratur. Für die ideengeschichtliche Rekonstruktion wurden insbesondere Arbeiten von Morgan (2006) sowie Persky (1995) berücksichtigt, die sich mit der historischen Entwicklung des Homo oeconomicus befassen. Für die Darstellung der Rolle des Modells innerhalb der neoklassischen Ökonomik wurden unter anderem Arbeiten von G. S. Becker (1981; 1982; 1985; 1996), der das ökonomische Subjektmodell auf weite Bereiche menschlichen Verhaltens übertrug, sowie Kirchgässner (2008), dessen Werk als eine umfassende Darstellung der ökonomischen Verhaltenstheorie gilt, herangezogen. Ergänzend wurde auch ökonomische Lehrbuchliteratur verwendet, um die Darstellung des Homo oeconomicus in der ökonomischen Standardlehre zu berücksichtigen. Für die Analyse feministischer Kritik an der neoklassischen Ökonomik und am Homo oeconomicus wurden Arbeiten aus der feministischen Ökonomik herangezogen. Von besonderer Bedeutung sind hierbei Beiträge von Nelson (1992; 1995; 1996), England (1982; 2018) sowie Maier (1993; 2019), die sich mit den geschlechtsspezifischen Verzerrungen der neoklassischen Ökonomik auseinandersetzen. Neben diesen zentralen Beiträgen wurde ergänzend weitere einschlägige Literatur aus der feministischen Theorie und Wissenschaftskritik berücksichtigt, sowie kritische Rezeptionen der Mainstream-Ökonomik.

Die Analyse erfolgt in zwei aufeinander aufbauenden Schritten. Zunächst werden zentrale Annahmen des Homo oeconomicus innerhalb der neoklassischen Ökonomik rekonstruiert

und ideengeschichtlich eingeordnet. Im Fokus stehen dabei insbesondere drei zentrale Annahmen, die für die Konzeption des Homo oeconomicus konstitutiv sind: die Annahme rationalen Entscheidungsverhaltens, die Vorstellung stabiler und exogener Präferenzen sowie das Prinzip der individuellen Nutzenmaximierung. In einem zweiten Schritt werden diese Annahmen im Lichte feministischer Ökonomiekritik analysiert. Dabei wird untersucht, inwiefern die zugrunde liegenden Modellannahmen implizite normative Setzungen oder geschlechtsspezifische Perspektiven enthalten und welche Konsequenzen sich daraus für die ökonomische Theorie ergeben. Der Begriff des Androzentrismus wird dabei als analytische Kategorie verwendet. Er bezeichnet nicht individuelle Voreingenommenheit, sondern eine strukturelle Verzerrung, bei der spezifisch männlich konnotierte Eigenschaften und Handlungslogiken implizit zum universellen Maßstab ökonomischen Handelns erhoben werden. In der Analyse wird daher nicht untersucht, ob Frauen im Modell explizit ausgeschlossen werden, sondern ob die zugrunde liegende Subjektkonzeption eine historisch situierte, männlich codierte Perspektive verallgemeinert.

Für die Analyse wird eine binäre Geschlechterunterscheidung zwischen „Mann“ und „Frau“ verwendet. Diese Entscheidung bedeutet jedoch nicht, dass Geschlecht als binäre oder naturgegebene Kategorie verstanden wird. Vielmehr folgt die Arbeit einem analytischen Zugang, der bestehende gesellschaftliche Kategorien aufgreift, um strukturelle Ungleichheiten und implizite Annahmen innerhalb der ökonomischen Theorie untersuchen zu können. Da die Ökonomik weiterhin überwiegend mit binären Geschlechterkategorien operiert, ermöglicht diese Unterscheidung eine systematische Analyse möglicher androzentrischer Verzerrungen des Modells des Homo oeconomicus. In diesem Zusammenhang wird die Kategorie „Frau“ im Sinne eines strategischen Essentialismus verwendet. Dieses Konzept wurde von Spivak (1996) geprägt und beschreibt die bewusste Nutzung vereinfachter Gruppenidentitäten, um gesellschaftliche Machtverhältnisse analytisch sichtbar zu machen. Die Verwendung dieser Kategorie impliziert daher keine Annahme einer essentialistischen weiblichen Erfahrung, sondern dient der analytischen Untersuchung struktureller Geschlechterverhältnisse innerhalb der ökonomischen Theorie.

4. Analyse des Homo oeconomicus aus feministischer Perspektive

Der Homo oeconomicus bildet das grundlegende Verhaltensmodell der neoklassischen Ökonomik. Er beschreibt ein idealtypisches Individuum, das seine Entscheidungen rational trifft und seine Handlungen an der Maximierung von Nutzen ausrichtet (Kirchgässner, 2008, S. 14–15). Dabei wird angenommen, dass Individuen über stabile Präferenzen verfügen und ihre Entscheidungen unter gegebenen Restriktionen treffen (Kirchgässner, 2008, S. 24). Der Homo oeconomicus handelt somit als zweckrationaler Akteur, der verfügbare Informationen nutzt, um die für ihn vorteilhafteste Handlungsoption zu wählen.

Die Wurzeln dieses Modells lassen sich bereits in der klassischen Ökonomik finden. So beschrieb Adam Smith das Streben nach individuellem Vorteil als einen zentralen Motor wirtschaftlicher Prozesse (Kargol-Wasiluk et al., 2018, S. 36–37), abstrahierte menschliches Verhalten jedoch noch nicht zu einem idealtypischen Modell (Morgan, 2006, S. 3). Methodologisch präziser formuliert wurde die Idee des Homo oeconomicus später von John Stuart Mill, der den Menschen als ein Wesen konzipierte, das nach Reichtum strebt und in der Lage ist, die geeigneten Mittel zur Erreichung dieses Ziels auszuwählen (Persky, 1995, S. 223). Der Begriff „economic man“ wurde durch John Kells Ingram geprägt, um Mills Abstraktion zu beschreiben (Persky, 1995, S. 222). Vilfredo Pareto popularisierte später den lateinischen Begriff des „Homo oeconomicus“ (Kargol-Wasiluk et al., 2018, S. 34). Mit der marginalistischen Revolution wurde dieses Menschenbild zunehmend formalisiert und mathematisch modelliert und entwickelte sich zu der in der neoklassischen Ökonomie dominanten Modellfigur des Homo oeconomicus (Kargol-Wasiluk et al., 2018, S. 38). Später wurde das Konzept im Zuge des ökonomischen Imperialismus auf andere Bereiche gesellschaftlichen Handelns übertragen (Kirchgässner, 2008, S. 135–136). Als prominenter Vertreter des ökonomischen Imperialismus argumentierte G. S. Becker (1982), dass der „ökonomische Ansatz“¹ nicht nur auf Märkte, sondern auf alle Bereiche menschlichen Handelns anwendbar ist, und übertrug die Logik des Homo oeconomicus auf Bereiche wie Familie, Kriminalität und Zeitallokation.

Gleichzeitig ist das Modell seit langem Gegenstand wissenschaftlicher Kritik. Kritisiert werden insbesondere seine stark vereinfachten Annahmen über Rationalität, Information und Eigennutz sowie die damit verbundene Reduktion sozialer und moralischer Motive menschlichen Handelns (Kargol-Wasiluk et al., 2018, S. 39–43; Suchanek & Kerscher, 2007, S. 263–269). Obwohl empirische Befunde aus der Verhaltensökonomik und anderen Disziplinen die Annahmen des Homo oeconomicus infrage stellen, bleibt das Modell aufgrund seiner

¹ G. S. Becker (1982) definiert den ökonomischen Ansatz wie folgt: „Die Annahmen des nutzenmaximierenden Verhaltens, des Marktgleichgewichts und der Präferenzstabilität – strikt und ohne Einschränkung angewandt – machen zusammen den Kern des ökonomischen Ansatzes aus, so wie ich ihn sehe.“ (S.4)

mathematischen Formalisierbarkeit und seiner Verankerung in der neoklassischen Theorie weiterhin ein dominantes Analyseinstrument (Munien & Telukdarie, 2025).

Vor diesem Hintergrund untersucht das folgende Kapitel aus einer feministischen Perspektive, inwiefern die Annahmen des Homo oeconomicus geschlechtsspezifische Dimensionen menschlichen Handelns vernachlässigen. Zunächst werden die konstitutiven Annahmen des Modells im Detail rekonstruiert, anschließend werden zentrale Kritikpunkte dargestellt, bevor schließlich Implikationen für die Analyse von Geschlechterdifferenzen aufgezeigt werden.

4.1. Rationalität

Zentral für das Modell des Homo oeconomicus ist die Annahme, dass Individuen rational handeln: Sie wägen Informationen systematisch ab und treffen Entscheidungen, die ihren Zielen am besten dienen. Im Folgenden wird diese Annahme detailliert rekonstruiert und im Anschluss aus feministischer Perspektive kritisch hinterfragt.

4.1.1. Rekonstruktion der Annahme

Die Rationalitätsannahme bildet eine zentrale Grundlage des Modells des Homo oeconomicus und bezieht sich auf das Entscheidungsverhalten wirtschaftlicher Akteure. Es wird davon ausgegangen, dass Individuen grundsätzlich rational handeln, das heißt Entscheidungen systematisch und nachvollziehbar treffen (Suchanek & Kerscher, 2007, S. 258). Diese Annahme setzt voraus, dass Menschen sich in einer Situation der Knappheit befinden: Da nicht alle Bedürfnisse gleichzeitig und vollständig befriedigt werden können, sind sie gezwungen, zwischen verschiedenen Handlungsalternativen zu wählen (Kirchgässner, 2008, S. 12). Rationales Handeln bedeutet in diesem Zusammenhang, dass Akteure ihre Entscheidungen auf Basis einer konsistenten Präferenzordnung treffen und dabei das Ziel verfolgen, ihren individuellen Nutzen im Rahmen gegebener Restriktionen zu maximieren (Mankiw & Taylor, 2018, S. 7). Sie wählen folglich konsistent zwischen verfügbaren Alternativen und richten ihr Handeln an ihren eigenen Interessen aus (Kirchgässner, 2008, S. 15). In ihrer ursprünglichen Form geht die Rationalitätsannahme von vollkommener Rationalität aus (Mankiw & Taylor, 2018, S. 167). Demnach verfügen rationale Akteure über vollständige Informationen zu allen entscheidungsrelevanten Alternativen und sind in der Lage, diese Informationen ohne Kosten und innerhalb kürzester Zeit zu verarbeiten. Die Rationalverhaltensannahme dient vor allem als Bezugsrahmen für die ökonomische Analyse von Entscheidungen (Mankiw & Taylor, 2018, S. 7). Da angenommen wird, dass rationale Akteure systematisch auf Veränderungen in ihrer Umwelt reagieren, erscheint ihr Verhalten grundsätzlich prognostizierbar (Kirchgässner, 2008, S. 16). Rationalität fungiert damit weniger als Beschreibung individuellen Handelns, sondern vielmehr als „heuristische Anweisung für den Forscher, systematisch nach jenen Bedingungen zu suchen, welche ein bestimmtes Verhalten [...] als Aggregat individuell rationaler Handlungen nachvollziehbar machen.“ (Suchanek & Kerscher, 2007, S. 265).

Im europäischen Denken ist Rationalität seit der Antike ein zentraler Leitbegriff. Bei Aristoteles bezeichnet sie die vernunftgeleitete Ordnung der Seele, wobei der rationale Teil über Begehren und Affekte herrscht (Klinger, 2019, S. 170). Diese Hierarchisierung strukturiert auch sein Verständnis sozialer Ordnung. Der vernunftgeleitete Hausherr gilt als natürlicher Träger von Herrschaft über Frauen, Kinder und Sklaven (Klinger, 2019, S. 170). Rationalität fungiert damit nicht nur als Erkenntniskategorie, sondern zugleich als Legitimationsprinzip sozialer Hierarchien. Diese historisch gewachsene Verknüpfung von Rationalität mit Herrschaft und Geschlechterhierarchien bildet einen impliziten kulturellen Hintergrund, vor dem auch das moderne ökonomische Rationalitätskonzept gelesen werden kann. In der Epoche der Aufklärung wird Rationalität zum epistemischen Ideal moderner Wissenschaft. Vernunft, mathematische Formalisierung und Distanz gegenüber Emotion und Natur gelten als Grundlage objektiver Erkenntnis (Hanappi-Egger, 2014, S. 398). Dieses Ideal prägt auch die klassischen Ökonomen wie Adam Smith und John Stuart Mill. Es entsteht ein erstes Bild des ökonomischen Akteurs, bei dem systematisch von moralischen, sozialen oder emotionalen Motiven zugunsten des Strebens nach materiellem Wohlstand abstrahiert wird (Persky, 1995, S. 223). John Stuart Mill verstand diese Annahme ausdrücklich als methodische Vereinfachung (Persky, 1995, S. 223). Der ökonomische Akteur wurde nicht als vollständiges Menschenbild, sondern als ein analytisches Hilfskonstrukt betrachtet. Rationalität wird in ein breiteres moralphilosophisches Verständnis eingebettet (Suchanek & Kerscher, 2007, S. 260). In der neoklassischen Theorie wird Rationalität weiter formalisiert und axiomatisch als Konsistenz von Entscheidungen definiert. Mit dem „escape from psychology“ (Morgan, 2006, S. 19) verschiebt sich der Fokus von realen Motiven hin zu formalen Entscheidungsstrukturen. Rationalität wird damit zur abstrakten Annahme zugunsten mathematischer Modellierung.

Seit den 1950er Jahren wird dieses Ideal zunehmend kritisiert. Simon (1955) führt das Konzept der begrenzten Rationalität ein, laut dem Menschen nur über begrenzte Informationen, Zeit und kognitive Kapazitäten verfügen. Daher streben sie nicht nach Optimierung, sondern nach zufriedenstellenden Lösungen. Die Verhaltensökonomik zeigt systematische Abweichungen von rationalem Verhalten, etwa durch Heuristiken, Biases und kontextabhängige Präferenzen (Mankiw & Taylor, 2018, S. 164–169). Die verhaltensökonomische Kritik an der Rationalitätsannahme stellt zwar eine Abkehr von der Vorstellung vollkommener Rationalität dar, bleibt aus feministischer Perspektive jedoch begrenzt. Indem sie kognitive Einschränkungen, Informationsdefizite und systematische Entscheidungsfehler in den Mittelpunkt rückt, problematisiert sie vor allem, wie Individuen Entscheidungen treffen, nicht jedoch die normativen und strukturellen Voraussetzungen des ökonomischen Rationalitätskonzepts selbst (England & Kilbourne, 1990, S. 166). Indem Rationalität weiterhin als normative Referenzgröße fungiert, reproduziert auch die Verhaltensökonomik implizit das Ideal des autonomen, selbstverantwortlichen Entscheiders und individualisiert strukturell bedingte Ungleichheiten.

Strukturelle Machtverhältnisse und gesellschaftliche Rahmenbedingungen bleiben dadurch weiterhin ausgeblendet. Entscheidungen erscheinen als Ergebnis individueller kognitiver Begrenzungen, nicht als Ausdruck ungleicher Ressourcenverteilung, sozialer Normen oder institutioneller Zwänge.

4.1.2. Kritische Analyse der Annahme

In den bisher dargestellten Konzeptionen wird Rationalität primär als formale methodische Annahme behandelt. Aus feministischer Perspektive stellt sich jedoch die weitergehende Frage, welche impliziten normativen und gesellschaftlichen Voraussetzungen in diesem Rationalitätsverständnis enthalten sind. Die folgende Analyse legt nahe, dass das ökonomische Rationalitätskonzept strukturell androzentrisch konzipiert ist. Es fungiert nicht als neutrale oder universelle Beschreibung menschlichen Entscheidungsverhaltens, sondern als historisch und sozial situierter Begriff, der die Lebensrealitäten von Männern im öffentlichen, marktförmigen Bereich priorisiert. Erfahrungen, Tätigkeiten und Handlungslogiken, die traditionell dem weiblich konnotierten privaten und reproduktiven Bereich zugeordnet sind, werden demgegenüber systematisch entwertet oder aus dem ökonomischen Analysehorizont ausgeschlossen.

Der Androzentrismus der Rationalitätsannahme lässt sich auf hierarchische Dualismen zurückführen, die, wie zuvor gezeigt, bereits in der Antike entstanden sind und das westliche Denken bis heute prägen. Rationalität, Autonomie und Kontrolle sind kulturell mit Männlichkeit assoziiert, während Emotionalität, Abhängigkeit und Fürsorge als weiblich konnotiert gelten (Maier, 1993, S. 558). Diese Zuschreibungen sind hierarchisch organisiert: Die männlich codierten Eigenschaften definieren, was als ökonomisch relevant gilt. Der Homo oeconomicus verkörpert insofern ein spezifisches Ideal rationalen, nutzenmaximierenden Verhaltens, während relationale Verantwortlichkeit oder Fürsorge als Abweichung erscheinen. Zudem hebt die Ökonomik vornehmlich positiv bewertete, männlich codierte Eigenschaften hervor, während weiblich konnotierte Eigenschaften entweder in ihrer negativen Ausprägung thematisiert oder vollständig ausgeblendet werden (Nelson, 1996). Die Folge ist eine systematische Abwertung von Weiblichkeit, die als „unökonomisch“ markiert und aus der theoretischen Modellierung ausgeschlossen wird. Dies manifestiert sich im Fokus auf historisch männlich dominierte Erwerbsarbeit, während die überwiegend von Frauen geleistete Reproduktionsarbeit nicht als konstitutiver Bestandteil ökonomischer Prozesse erfasst wird. In diesem Zusammenhang argumentiert Nelson (1995):

„Drawing the distinction about what is ‘economic’ and what is not at the household door leads increasingly to odd dead ends and bifurcations in economic analysis. Why should childcare, elder care, and care of the sick be ‘economic’ when provided by markets (or sometimes governments), but not worthy of analysis when done in private homes?“ (S. 142)

Die Gleichsetzung des Ökonomischen mit rationalem Marktverhalten führt demnach zu analytischen Inkonsistenzen und zur Ausblendung von gesellschaftlichen und politischen Voraussetzungen wirtschaftlicher Prozesse. Indem ökonomische Aktivität primär über marktförmige, nutzenorientierte Rationalität definiert wird, wird über die Theorie eine spezifische, androzentrische Sicht auf soziale Realität reproduziert.

Die Auswirkungen des androzentrischen Bias sollen anhand eines Beispiels verdeutlicht werden. Durch die Humankapitaltheorie werden beispielsweise der Gender Pay Gap und die geschlechtliche Segregation des Arbeitsmarktes mittels der männlich codierten Rationalitätsannahme legitimiert. Die Humankapitaltheorie geht davon aus, dass Individuen in ihre eigenen produktiven Fähigkeiten investieren, ähnlich wie in Sach- oder Finanzkapital. Unter Humankapital werden kognitive und fachliche Kompetenzen, nicht-kognitive Eigenschaften sowie Gesundheit verstanden (G. S. Becker, 1993). Investitionen erfolgen über formale Bildung, berufliche Erfahrung, Weiterbildung, Gesundheitsvorsorge oder Mobilität und verursachen sowohl direkte Kosten als auch Opportunitätskosten, während sie zukünftige Erträge in Form höherer Einkommen und Arbeitsmarktchancen erwarten lassen (G. S. Becker, 1993). Der Gender Pay Gap wird hier vor allem durch Unterschiede in den marktrelevanten Humankapitalinvestitionen von Frauen und Männern erklärt. Frauen antizipieren kürzere oder diskontinuierliche Erwerbsverläufe durch Kinderbetreuung, Pflege oder familienbedingte Teilzeit und entscheiden sich daher rational, weniger in langwierige Ausbildungen, betriebsspezifisches Training und karriereintensive Tätigkeiten zu investieren (Maier, 1993, S. 556). Nach G. S. Becker (1985) ergibt sich daraus ein rationales Spezialisierungsmuster: Der Partner mit dem höheren Marktlohn, meist der Mann, konzentriert sich stärker auf Erwerbsarbeit, während der andere Partner, meist die Frau, sich stärker auf Reproduktionsarbeit spezialisiert. Um die Opportunitätskosten der entgangenen Arbeitsstunden durch Reproduktionsarbeit möglichst gering zu halten, entscheiden sich Frauen wiederum rational für weniger gut bezahlte Arbeit, die außerdem weniger Engagement fordert, also „familienfreundlich“ ist, um Unterbrechungen durch Mutterschaft zu erlauben (G. S. Becker, 1985). Die daraus resultierende horizontale Arbeitsmarktsegregation, also die Konzentration von Frauen in bestimmten Branchen und Berufen, wird von der Humankapitaltheorie als logische Folge unterschiedlicher Lebenspläne und Humankapitalstrategien interpretiert (Dressel & Wanger, 2010, S. 494). Vertikale Segregation, also die Unterrepräsentation von Frauen in Führungspositionen, erklärt die Theorie über das betriebliche Investitionskalkül. Unternehmen investieren eher in das Humankapital von Beschäftigten, von denen sie langfristig profitieren können. Wenn sie aufgrund von stereotypen Zuschreibungen erwarten, dass Frauen wegen der Familienplanung eher aussteigen oder in Teilzeit arbeiten, erscheint die betriebliche Weiterbildung von Frauen weniger rentabel (Dressel & Wanger, 2010, S. 493). Außerdem akquirieren Frauen durch

unterbrochene Erwerbsverläufe oder Teilzeitarbeit seltener das für Führungspositionen notwendige Humankapital (Dressel & Wanger, 2010, S. 493).

Es wird deutlich, dass die humankapiteltheoretische Erklärung geschlechtsspezifischer Lohnunterschiede auf einer Individualisierung struktureller Ungleichheit beruht. Zwar ist die Grundannahme plausibel, dass Bildung, Berufserfahrung und Qualifikation Löhne beeinflussen, jedoch ist die Erklärung geschlechtsspezifischer Unterschiede problematisch. Humankapitaltheoretische Modelle führen die Konzentration von Frauen in niedriger entlohnenden Berufen auf rationale Investitionsentscheidungen zurück: Wer mit Erwerbsunterbrechungen rechnet, investiert weniger in spezifisches Humankapital und wählt Berufe mit höherer zeitlicher Flexibilität. In der empirischen Überprüfung erweist sich diese Erklärung jedoch als nicht tragfähig. England (1982) zeigt, dass sich die Wahl traditionell weiblicher Berufe nicht konsistent durch geplante Erwerbsunterbrechungen oder geringere Investitionsbereitschaft erklären lässt. Auch Lohnunterschiede zwischen den Geschlechtern lassen sich nicht ausschließlich durch unterschiedliche Investitionen in das Humankapital begründen. Selbst bei statistischer Kontrolle der Variablen Bildungsniveau oder Beschäftigungsumfang, wie es bei der Berechnung des bereinigten Gender Pay Gaps der Fall ist, bleibt ein erheblicher Teil der Lohnlücke zwischen den Geschlechtern als unerklärter Rest bestehen (Lillemeier, 2019, S. 1014). Entscheidend ist dabei auch, dass Kontrollvariablen, wie Bildungsniveau und Beschäftigungsumfang, selbst bereits Ergebnis sozialer Normen, institutioneller Rahmenbedingungen und geschlechtsspezifischer Zuschreibungen sind und daher nicht frei von Diskriminierung (Lillemeier, 2019, S. 1014).

Weiterhin setzt die Humankapitaltheorie Bedingungen als individuelle Präferenzen voraus, die erst aus der bestehenden Geschlechterordnung hervorgehen. Erwerbsverläufe, die unter strukturellen Zwängen entstehen, erscheinen im Modell als Ausdruck freier Optimierung. Dadurch entsteht ein Zirkelschluss: Frauen haben laut der Humankapitaltheorie natürliche Präferenzen für Reproduktionsarbeit und entscheiden sich daher rational für Berufe mit kürzeren Ausbildungszeiten, geringerer Spezifität und besseren Teilzeit-/Wiedereinstiegsmöglichkeiten. Da diese häufig niedriger entlohnt werden, ergibt sich ein rationales Spezialisierungsmuster für den Haushalt, bei dem in der Regel die Frau hauptsächlich für die Reproduktionsarbeit verantwortlich ist. So wird ein historisch entstandenes Geschlechterverhältnis als Ergebnis neutraler Optimierung naturalisiert. Die angeblich natürliche Präferenz der Frauen für Reproduktionsarbeit verkennet, dass die traditionelle Arbeitsteilung ein Resultat sozialer Normen, Rollenzuweisungen und institutioneller Rahmenbedingungen, wie fehlender Kinderbetreuung oder steuerlicher Anreize, ist (Hanappi-Egger, 2014).

Auch die Annahme, Löhne spiegeln im Wesentlichen individuelle Produktivität wider, erweist sich empirisch als verkürzt. Analysen zur Devaluationshypothese zeigen einen

systematischen negativen Zusammenhang zwischen dem Frauenanteil in einem Beruf und dessen Entlohnung, selbst bei vergleichbarem Qualifikationsniveau und ähnlichen Anforderungen (England et al., 2000). Frauen werden also geringer bezahlt, weil sie in bestimmten Berufen arbeiten, und diese Berufe werden geringer bezahlt, je mehr Frauen sie ausüben (England et al., 2000). Diese Befunde lassen sich nicht ausschließlich durch Unterschiede im Humankapital erklären, sondern verweisen auf geschlechterdifferente Bewertungsmuster und Statuszuschreibungen. Tätigkeiten, die mit Fürsorge, Emotionalität oder Dienstleistungsorientierung assoziiert sind, erfahren eine strukturelle Abwertung (Lillemeier, 2019, S. 1015).

Zudem zeigt sich, dass in der Humankapitaltheorie Prozesse der beruflichen Segregation selbst kaum zum Gegenstand der Analyse gemacht werden. Unterschiede in Berufs- und Aufgabenwahl erscheinen dort als rationale Wahl. Empirische Befunde weisen jedoch darauf hin, dass betriebliche Zuordnungen zu bestimmten Tätigkeiten häufig geschlechtsspezifisch strukturiert sind und sich nicht zwingend aus Effizienzüberlegungen ableiten lassen (Hanappi-Egger, 2014). Hanappi-Egger (2014) zeigt außerdem, dass geschlechtsspezifische Arbeitsteilung keineswegs automatisch Effizienz maximiert und eine Umverteilung der Aufgaben zwischen den Geschlechtern unter bestimmten Bedingungen sogar vorteilhaft sein kann. Zugleich verdeutlichen empirische Analysen, dass fehlende Netzwerke, stereotype Eignungszuschreibungen oder Diskriminierung aufgrund des Geschlechts Zugangs- und Aufstiegschancen strukturieren und reale Handlungsspielräume von Frauen begrenzen (Dressel & Wanger, 2010, S. 492–494). Insgesamt deutet dies darauf hin, dass das, was in der Theorie als rationale Wahl erscheint, maßgeblich durch institutionelle Praktiken und geschlechtsspezifische Zuschreibungen mitgeprägt ist. Diese Dimensionen bleiben im humankapitaltheoretischen Rahmen weitgehend ausgeblendet.

Die Analyse zeigt, dass die Annahme rationaler Entscheidungen in der ökonomischen Theorie androzentrisch geprägt ist. Der Homo oeconomicus wird als geschlechtsneutral konstruiert, wodurch soziale, institutionelle und normative Rahmenbedingungen, die insbesondere Entscheidungen von Frauen prägen, weitgehend unreflektiert bleiben. Dieser Bias setzt sich auch in Theorien fort, die auf dem idealtypischen Subjektmodell des Homo oeconomicus basieren. In der Humankapitaltheorie erscheinen Erwerbs- und Investitionsentscheidungen als rationale Wahl, obwohl empirisch deutlich wird, dass sie wesentlich durch Geschlechterrollen, Care-Verpflichtungen und diskriminierende Strukturen beeinflusst werden. Bestehende Ungleichheiten werden dadurch individualisiert: Wer weniger verdient, hat weniger investiert, während politische und institutionelle Ursachen weitgehend unsichtbar bleiben. Diese theoretische Konstruktion hat zugleich eine klare politische Dimension. Indem Löhne als Ausdruck produktivitätsbezogenen Humankapitals interpretiert werden, erscheint der Markt als effizienter Verteilungsmechanismus: Unterschiede in Einkommen oder Segregation werden als natürliche Folge individueller Entscheidungen gedeutet, wodurch politische Interventionen oder

strukturelle Reformen als überflüssig erscheinen. So können bestehende Machtverhältnisse, die Abwertung weiblich codierter Berufe und die unsichtbare Reproduktionsarbeit von Frauen entpolitisiert werden.

4.2. Stabile, exogene Präferenzen

Das Modell des Homo oeconomicus nimmt außerdem an, dass Präferenzen der Individuen stabil und von äußeren sozialen Einflüssen unabhängig sind. Dieses Kapitel untersucht zunächst die konzeptionelle Bedeutung dieser Annahme und diskutiert anschließend aus feministischer Perspektive, welche Implikationen sich daraus für die Analyse geschlechtsspezifischer Handlungslogiken ergeben.

4.2.1. Rekonstruktion der Annahme

Im Modell des Homo oeconomicus bezeichnet die Annahme stabiler, exogener Präferenzen die Vorstellung, dass individuelle Vorlieben als gegeben, zeitlich konstant und außerhalb des ökonomischen Erklärungsrahmens liegend zu behandeln sind (G. S. Becker, 1982, S. 3). Präferenzen werden dabei nicht als veränderliche Resultate sozialer oder ökonomischer Prozesse verstanden, sondern als feste Orientierungsgrößen, auf deren Grundlage rationale Akteure unter gegebenen Restriktionen Entscheidungen treffen.

Die Stabilität der Präferenzen erfüllt eine zentrale methodologische Funktion, da sie es erlaubt, Verhaltensänderungen systematisch auf Änderungen von Restriktionen wie Preise, Einkommen oder institutionelle Rahmenbedingungen zurückzuführen (Kirchgässner, 2008, S. 24). Zugleich verhindert diese Annahme, dass scheinbare Widersprüche in Prognosen durch nachträgliche Anpassungen der Präferenzstruktur erklärt werden (G. S. Becker, 1982, S. 4). Die Stabilitätsannahme bezieht sich dabei nicht auf konkrete Güter oder Dienstleistungen, sondern auf grundlegende Zielgrößen wie Gesundheit, Status oder Anerkennung, die nicht immer in fester Relation zu den marktlich erworbenen Gütern oder Dienstleistungen stehen (G. S. Becker, 1982, S. 4). Präferenzen werden folglich auf einer abstrakten Ebene verortet, während die Wahl spezifischer Güter als instrumentelle Umsetzung dieser übergeordneten Zielorientierungen interpretiert wird. Als exogen gelten Präferenzen insofern, als dass ihre Entstehung, soziale Prägung und mögliche Veränderung nicht zum Gegenstand ökonomischer Erklärung gemacht werden (Kirchgässner, 2008, S. 24). Sie werden als außerhalb des Modells bestimmt angenommen, wodurch soziale Interaktionen, Markterfahrungen oder institutionelle Arrangements per Annahme keinen Einfluss auf die Präferenzstruktur der Akteure ausüben (England, 2018, S. 40). Die Erklärung von Präferenzgenese und -wandel wird damit an andere Disziplinen wie Soziologie oder Psychologie delegiert (G. S. Becker, 1982, S. 15; Maier, 1993, S. 560). Diese theoretische Auslagerung trägt wesentlich zur formalen Konsistenz und analytischen Schärfe neoklassischer Modelle bei, geht jedoch mit

einer bewussten Reduktion sozialer und historischer Kontextualisierung individuellen Handelns einher.

Die Vorstellung, dass ökonomische Akteure stabile, exogene Präferenzen besitzen, hat sich historisch schrittweise entwickelt. In der klassischen Ökonomik spielen Präferenzen noch keine zentrale Rolle. Bei Adam Smith finden sich moralpsychologische Beschreibungen des Menschen, die Eigennutz und Sympathie verbinden, ohne daraus eine formale Nutzenfunktion abzuleiten (Morgan, 2006, S. 2). John Stuart Mill abstrahiert das ökonomische Verhalten auf ein Wesen, das Reichtum begehrt und Mittel zur Erreichung des Ziels beurteilen kann, und legt damit die Grundlage für einen stark vereinfachten, zielgerichteten Akteur (Kargol-Wasiluk et al., 2018, S. 37). Mit der marginalistischen Revolution rückt der Nutzenbegriff ins Zentrum. Individuen maximieren ihren eigenen Nutzen unter Knappheitsrestriktionen, wobei die Präferenzen als gegeben vorausgesetzt werden (Blaug, 1996, S. 280). In der neoklassischen Mikroökonomie des 20. Jahrhunderts werden Präferenzen formalisiert als vollständige, transitive Ordnungen, die durch eine Nutzenfunktion repräsentiert werden (Mankiw & Taylor, 2018, S. 137). Präferenzen gelten als exogen und stabil, wobei Verhaltensänderungen durch Veränderungen von Preisen, Einkommen oder Restriktionen erklärt werden, nicht durch Wandel in den Präferenzen selbst (G. S. Becker, 1982, S. 3). Stigler und Becker (1977) verschärfen diese Position, indem sie die Annahme formulieren, dass es zwischen Individuen kaum Unterschiede in den Präferenzen gibt und sich diese im Zeitverlauf nur geringfügig verändern, sodass ein Großteil des beobachtbaren Verhaltens durch Preise und Einkommen erklärt werden kann.

Mit dem Aufkommen von Modellen endogener Präferenzen wird die Annahme stabiler, exogener Präferenzen zunehmend in Frage gestellt. Vertreter endogener Präferenzansätze wie Gintis (1974) oder Pollak (1978) problematisieren die Vorstellung vollständig exogener und zeitlich stabiler Präferenzen. In späteren Arbeiten erkennt G. S. Becker (1996) ebenfalls eine Form der Endogenität an, indem er zwischen einer übergeordneten Mechanik der Präferenzbildung und konkreten Präferenzen für bestimmte Güter unterscheidet. Letztere können sich endogen verändern, etwa durch Gewohnheiten, Lernen oder soziale Interaktionen, während die grundlegende „Produktion von Präferenzen“ weiterhin als stabil angenommen wird. Arnsperger und Varoufakis (2006, S. 10) weisen darauf hin, dass in der Neoklassik selbst bei der Einführung endogener Präferenzen an einem instrumentalistischen Grundaxiom festgehalten wird: Präferenzen bleiben der zentrale Referenzpunkt des Handelns und determinieren das beobachtbare Verhalten.

4.2.2. Kritische Analyse der Annahme

Aus feministischer Perspektive kann die Annahme stabiler und exogener Präferenzen als androzentrisch verzerrt interpretiert werden. Es wird ein Subjekt vorausgesetzt, dessen Präferenzen als von sozialen Einflüssen unabhängig, zeitlich konstant und analytisch unveränderlich konzipiert werden. Implizit wird damit ein Verständnis des Individuums zugrunde gelegt, das in der feministischen Literatur als *separative self* beschrieben wird: ein autonomes, emotional distanziertes und gegenüber sozialen Beziehungen weitgehend undurchlässiges Handlungssubjekt (England, 2018). Dieses Verständnis stellt jedoch keine universelle Beschreibung menschlichen Handelns dar, sondern reflektiert spezifische, männlich geprägte Vorstellungen von Autonomie.

Die Annahme stabiler Präferenzen impliziert, dass Individuen in einem Maße impermeabel gegenüber sozialen Einflüssen sind, dass ihre Wünsche und Zielorientierungen durch Interaktion, Lebenserfahrungen oder soziale Einbettung nicht substantiell verändert werden. Ein solches Verständnis setzt ein radikal von anderen getrenntes Subjekt voraus, das soziale Rollen, institutionelle Kontexte und Beziehungsstrukturen durchschreiten kann, ohne dass diese Spuren in der Präferenzstruktur hinterlassen (England, 2018). Diese Annahme eines autonomen und emotional distanzierten Subjekts ist im westlichen Denken historisch und kulturell mit Männlichkeit assoziiert, während Emotionalität, Abhängigkeit und Relationalität weiblich konnotiert sind und normativ abgewertet werden (Maier, 1993, S. 558; Nelson, 1996). Die Verallgemeinerung dieses männlich codierten Autonomieideals auf „den Menschen“ blendet die grundlegende Interdependenz menschlicher Subjekte aus und verkennt, dass Präferenzen wesentlich durch soziale Beziehungen, Rollenerwartungen und Machtverhältnisse geformt werden. Durch die Exogenitätsannahme werden soziale Prozesse, insbesondere Sozialisation und familiäre Einbettung, systematisch aus der Analyse ausgeklammert. Wie etwa Nelson (1996, S. 115) hervorhebt, erscheint der Homo oeconomicus als ein Akteur ohne Kindheit, Alter oder soziale Abhängigkeiten, da er mit bereits vollständig ausgebildeten und stabilen Präferenzen in die ökonomische Sphäre eintritt. Diese theoretische Konstruktion missachtet, dass Präferenzen in sozialen Kontexten entstehen und wesentlich durch Reproduktionsarbeit mitgeprägt werden (England, 2018, S. 40). Indem diese Prozesse nicht abgebildet werden, bleibt insbesondere die überwiegend von Frauen geleistete Reproduktionsarbeit analytisch unsichtbar. Die Abwesenheit von Verantwortungsbeziehungen und Abhängigkeiten im Modell spiegelt damit nicht eine geschlechtsneutrale Universalität wider, sondern eine spezifische, männlich geprägte Lebensrealität, die implizit verallgemeinert wird.

Die Annahme stabiler und exogener Präferenzen verkennt, wie gesellschaftliche Strukturen Geschlechterungleichheit reproduzieren. Wie bereits festgestellt, werden Frauen auf Arbeitsmärkten weiterhin systematisch benachteiligt. Sie erhalten niedrigere Löhne und haben geringere Aufstiegschancen, während Reproduktionsarbeit immer noch mehrheitlich von

Frauen geleistet wird und unbezahlt bleibt (Dressel & Wanger, 2010; Lillemeier, 2019; Lott et al., 2022). Diese strukturellen Unterschiede tragen zur Persistenz traditioneller Rollenbilder bei, wobei Männer als Vollzeit-Ernährer erscheinen und Frauen als Teilzeitkräfte und Hauptverantwortliche für Reproduktionsarbeit (Hannover & Wolter, 2019, S. 203–204). Kinder beobachten diese Muster früh, internalisieren geschlechtsspezifische Erwartungen und übertragen sie in ihr Selbstbild (Hannover & Wolter, 2019, S. 204). Sie übernehmen Stereotype darüber, was für das ihnen zugeschriebene Geschlecht typisch ist, und entwickeln Präferenzen, welche die beobachteten Rollen widerspiegeln. England (2018) beschreibt diesen Mechanismus als Überspringen der „is-ought gap“ (S. 40): Kinder nehmen wahr, wie Erwachsene handeln, und möchten dem eigenen Geschlecht entsprechend ähnliche Rollen einnehmen. Weiterhin zeigt sich, dass Präferenzen auch im Erwachsenenalter nicht unverändert bleiben. Frauen, die in männlich dominierten Berufen auf Barrieren stoßen oder geringer bezahlt werden, passen ihre Ambitionen häufig an erreichbare Optionen an (England, 2018, S. 41). Daraus folgt, dass durch Diskriminierung nicht nur die Wahl unter gegebenen Präferenzen beeinflusst wird, sondern langfristig durch Diskriminierung Präferenzen geformt werden. Es entsteht ein intergenerationaler Feedback-Loop: Ungleichheit erzeugt Rollen, Rollen prägen Präferenzen, Präferenzen steuern Bildungs- und Berufsentscheidungen, und diese führen erneut zu ungleichen Positionen, welche die nächste Generation als „Normalität“ wahrnimmt. Ignoriert die Ökonomik die Endogenität von Präferenzen, erscheinen geschlechtsspezifische Entscheidungen fälschlich als Ausdruck individueller, stabiler Präferenzen. Diskriminierung, Normen und Sozialisation werden ausgeblendet und Geschlechterungleichheiten reproduziert. Die Annahme exogener und stabiler Präferenzen naturalisiert bestehende Ungleichheiten, anstatt ihre Entstehung und Reproduktion zu erklären.

Die Analyse verdeutlicht, dass die Annahme stabiler, exogener Präferenzen für die methodische Konsistenz neoklassischer Modelle zentral ist, zugleich aber soziale und historische Kontexte systematisch ausblendet. Durch eine feministische Perspektive wird deutlich, dass diese Annahme von einem androzentrischen Bias geprägt ist: Sie setzt ein isoliertes, autonomes Subjekt voraus, das männlich kodierte Vorstellungen von Unabhängigkeit und emotionaler Distanz verkörpert, während soziale Prozesse wie Sozialisation, Reproduktionsarbeit und intergenerationale Rollenübertragung unsichtbar bleiben. Dies ist besonders relevant, weil die neoklassische Konzeption der Präferenzen bestehende Geschlechterungleichheiten naturalisiert und legitimiert. Ungleiche Ergebnisse erscheinen als Ausdruck individueller Präferenzen, wodurch Machtstrukturen und soziale Hierarchien reproduziert werden. Ein vollständiges Verständnis ökonomischen Handelns erfordert daher die Berücksichtigung der Endogenität und Adaptivität von Präferenzen und ihrer sozialen Einbettung.

4.3. Nutzenmaximierung

Ein weiteres zentrales Element des Modells des Homo oeconomicus ist die Maxime der Nutzenmaximierung: Individuen handeln stets so, dass sie ihren subjektiven Vorteil maximieren. In diesem Kapitel wird diese Annahme rekonstruiert und anschließend aus feministischer Perspektive kritisch reflektiert.

4.3.1. Rekonstruktion der Annahme

Die Annahme der Nutzenmaximierung bildet einen zentralen Bestandteil des neoklassischen Modells des Homo oeconomicus. Individuen werden dabei als Akteure modelliert, die systematisch danach streben, ihren Nutzen zu maximieren und ihr Verhalten an diesem Ziel ausrichten (Kirchgässner, 2008, S. 14). Im ökonomischen Kontext wird Nutzen als die subjektive Zufriedenheit oder Bedürfnisbefriedigung definiert, die ein Individuum durch den Konsum einer bestimmten Menge eines Gutes, einer Dienstleistung oder aus der Ausübung einer Aktivität erhält (Mankiw & Taylor, 2018, S. 128). Nutzen ist dabei kein objektiv messbarer Wert, sondern beruht auf individuellen Bewertungen. Was für ein Individuum Nutzen stiftet, kann für ein anderes bedeutungslos oder sogar negativ sein. Entsprechend wird Nutzen in der neoklassischen Theorie als ordinales Konzept verstanden (Mankiw & Taylor, 2018, S. 128). Er erlaubt die Bildung von Rangordnungen zwischen Alternativen, ohne Aussagen über absolute Unterschiede im Ausmaß des Nutzens zu treffen oder interpersonell vergleichbar zu sein (England & Kilbourne, 1990, S. 162). Innerhalb des neoklassischen Modells stellt die Nutzenmaximierung das letztendliche Ziel individuellen ökonomischen Handelns dar. Andere Zielgrößen, wie die Gewinnmaximierung von Unternehmen oder die Stimmenmaximierung politischer Akteure, werden als Mittel zur Erreichung dieses übergeordneten Ziels interpretiert (Kirchgässner, 2008, S. 14). Der Nutzenbegriff ist dabei nicht auf monetäre oder materielle Aspekte beschränkt, sondern umfasst grundsätzlich alle Eigenschaften einer wählbaren Alternative, die vom Individuum bewertet werden können (Kirchgässner, 2008, S. 14). Dazu zählen auch immaterielle Faktoren wie Komfort, Sicherheit, soziale Anerkennung oder ästhetische Eigenschaften.

Historisch wurde der Nutzenmaximierungsansatz häufig mit der Annahme eines strikt eigennützigen Akteurs verbunden. Bei Adam Smith erhält das Selbstinteresse eine zentrale Rolle für das Marktgeschehen. So betont er:

„Nicht vom Wohlwollen des Metzgers, Brauers und Bäckers erwarten wir das, was wir zum Essen brauchen, sondern davon, daß sie ihre eigenen Interessen wahrnehmen. Wir wenden uns nicht an ihre Mensch-, sondern an ihre Eigenliebe, und wir erwähnen nicht die eigenen Bedürfnisse, sondern sprechen von ihrem Vorteil.“ (Smith, 1776/1983, S. 17, zitiert nach Suchanek & Kerscher, 2007, S. 261)

Zugleich hebt Smith hervor, dass Menschen über Sympathie verfügen und sich für das Wohlergehen anderer interessieren (Kargol-Wasiluk et al., 2018, S. 36–37). Historisch bedeutsam ist hier die implizite Trennung zweier Sphären: Während sich im Markt durch das Streben nach eigenem Vorteil produktive Koordinationswirkungen entfalten, dominieren in persönlichen Beziehungen moralische Bindungen und Mitgefühl. Den philosophischen Hintergrund für das Konzept des Nutzens liefert Bentham's utilitaristischer Ansatz. Dabei wird Nutzen als Bilanz von Lust und Unlust definiert (G. S. Becker, 1982, S. 8). Eigeninteresse erscheint als systematisches Abwägen der eigenen Freuden und Schmerzen. Nutzen wird als zentrales Ziel jeglichen menschlichen Handelns formuliert (G. S. Becker, 1982, S. 8). John Stuart Mill knüpft an den Utilitarismus an, abstrahiert jedoch auf einen Akteur, dessen einziges Interesse die Maximierung von Reichtum ist (Kargol-Wasiluk et al., 2018, S. 37). Mit der marginalistischen Revolution verlagert sich der Fokus von Reichtum wiederum auf das Konzept des subjektiven Nutzens. Das Konzept des Grenznutzens wird eingeführt und das Entscheidungsverhalten von Akteuren formalisiert (Morgan, 2006, S. 11). Dass Akteure ausschließlich von Eigeninteresse angetrieben sind, um ihren individuellen Nutzen zu maximieren, wird als zentrales Prinzip der Ökonomik formuliert (Kirchgässner, 2008, S. 41).

In der modernen neoklassischen Theorie können auch altruistische Motive in die individuelle Nutzenfunktion integriert werden. Der Akteur handelt weiterhin gemäß seiner eigenen Präferenzen, diese können jedoch das Wohlergehen anderer einschließen (Kirchgässner, 2008, S. 15). Altruistisches Verhalten wird somit nicht als Gegenmodell zur Nutzenmaximierung verstanden, sondern als Ausdruck entsprechend erweiterter Präferenzen. Einen Beitrag zur Integration altruistischen Verhaltens leistete insbesondere G. S. Becker (1981), der die Maxime der Nutzenmaximierung auf den familiären Kontext übertrug. Dabei wird angenommen, dass Familien eine gemeinsame Nutzenfunktion maximieren, repräsentiert durch ein altruistisches Familienoberhaupt, dessen Nutzen auch vom Wohlergehen der übrigen Mitglieder abhängt (G. S. Becker, 1981). Auch über den familiären Kontext hinaus lassen sich altruistisches und kooperatives Verhalten innerhalb des Nutzenmaximierungsparadigmas erklären. Kooperative Verhaltensweisen in wiederholten Interaktionen können als Ausdruck langfristigen Eigeninteresses oder reziproken Altruismus interpretiert werden, wobei die Bereitschaft zu altruistischem Verhalten wesentlich von den damit verbundenen Kosten abhängt (Kirchgässner, 2008, S. 52–56). Trotz der Integration von altruistischem Verhalten, bleibt die Maximierung des eigenen Nutzens somit das übergeordnete Ziel im Menschenbild der Neoklassik.

4.3.2. Kritische Analyse der Annahme

Die Annahme der Nutzenmaximierung wird aus feministischer Perspektive als androzentrisch betrachtet. Besonders relevant ist dabei die Unterscheidung zwischen dem Handeln nach Eigeninteresse, das der Sphäre des Marktes zugeordnet wird, und dem Handeln aus altruistischen Motiven, welches dem Haushalt zugeordnet wird.

Die Annahme der Nutzenmaximierung und insbesondere des Handelns nach Eigeninteresse wird im Bereich des Marktes verortet. Marktakteure werden als eigennützige, rationale Individuen modelliert, während im Haushalt Altruismus und eine gemeinsame Nutzenfunktionen unterstellt werden (Folbre & Hartmann, 1989, S. 185). Diese Dichotomie führt dazu, dass die Figur des rationalen Homo oeconomicus systematisch durch das Gegenbild einer „selfless woman“ (Folbre & Hartmann, 1989, S. 185) ergänzt wird: Männer erscheinen als selbstinteressierte Marktakteure, Frauen als uneigennützige Versorgerinnen im Haushalt. Die Annahme unterscheidet nach England (2018) zwischen einem *separative self* im Markt, das vollkommen autonom handelt, und einem *soluble self* im Haushalt, das keine eigenen Interessen verfolgt, sondern nur zum Wohle der übrigen Familienmitglieder handelt. Altruismus innerhalb der Familie wird durch die Modellierung mittels einer gemeinsamen Nutzenfunktion überschätzt, was außerdem dazu führt, dass innerfamiliäre Konflikte und unterschiedliche Interessen nicht abgebildet werden, wodurch vor allem patriarchale Machtstrukturen innerhalb der Familie maskiert werden (England, 2018).

Die Annahme individueller Nutzenmaximierung gilt praktisch nur für den Bereich, in dem historisch betrachtet vor allem Männer agierten. Frauen stellen eine Abweichung von diesem Ideal dar und erscheinen somit als irrational oder unökonomisch. Das Ideal des nutzenmaximierenden Akteurs setzt ein Individuum voraus, das seine Ziele frei wählen, langfristig planen und seine Zeit primär für Marktaktivitäten einsetzen kann. Diese Autonomie entspricht dem privilegierten Status des männlichen Ernährers in traditionellen Geschlechterordnungen: Männer sind weitgehend von Care-Pflichten entlastet, während Frauen die Hauptlast unbezahlter Reproduktionsarbeit tragen. Das Modell der universellen Nutzenmaximierung orientiert sich damit an Lebenslagen bürgerlicher Männer, deren Biografien durch Vollzeiterwerb und eigenes Einkommen geprägt sind, während Frauenbiografien durch Reproduktionsarbeit, Teilzeitbeschäftigung und finanzielle Abhängigkeit strukturell bestimmt werden. Die strikte Trennung von selbstinteressiertem Markt und altruistischem Haushalt ist daher androzentrisch konzipiert. Das männlich dominierte Feld des Marktes wird zum zentralen Gegenstand ökonomischer Analyse erhoben und die weiblich dominierte Sphäre der Reproduktion wird aus dem ökonomischen Analysehorizont ausgeschlossen.

England (2018, S. 39) weist außerdem darauf hin, dass die ordinale Konstruktion des Nutzenkonzepts problematisch ist. Zwar ist die Bildung von Rangordnungen möglich, jedoch wird

dem Nutzen kein absoluter Wert zugeordnet, wodurch interpersonelle Nutzenvergleiche theoretisch ausgeschlossen sind. Damit fehlt ein wohlfahrtstheoretisches Instrument, um zu beurteilen, ob bestimmte gesellschaftliche Gruppen insgesamt bessergestellt sind als andere. Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern können zwar empirisch beschrieben werden, eine normative Bewertung dieser Ungleichheiten lässt sich aus dem ordinalen Nutzenkonzept jedoch nicht ableiten.

Im Rahmen der Analyse der Nutzenmaximierungsannahme ist zudem die Haushaltstheorie von G. S. Becker (1981) zentral, da sie exemplarisch verdeutlicht, wie geschlechtsspezifische Macht- und Verteilungsstrukturen durch formale Modellannahmen unsichtbar werden. Während er im Marktbereich konsequent vom eigennützig handelnden, rationalen Nutzenmaximierer ausgeht, vollzieht er im Familienkontext eine konzeptionelle Verschiebung. Sobald die Familie analysiert wird, ersetzt G. S. Becker (1981) die Vorstellung separater Nutzenmaximierer durch die Annahme eines Haushalts, der eine gemeinsame Nutzenfunktion maximiert. Formal besitzt jedes Familienmitglied eine eigene Nutzenfunktion, die Entscheidungen des Haushalts werden jedoch so modelliert, als würden sie durch ein Familienoberhaupt getroffen werden, dessen Nutzenfunktion die Nutzen der übrigen Mitglieder integriert (Nelson, 1996, S. 61). Das Familienoberhaupt ist dabei altruistisch definiert: Er berücksichtigt das Wohlergehen der anderen und verteilt Einkommen, Zeit und Güter entsprechend. Das Entscheidungsverhalten des Haushalts erscheint somit als Ergebnis einer gemeinsamen, konfliktfreien Nutzenmaximierung. Die innerfamiliäre Arbeitsteilung leitet G. S. Becker (1985), wie in Kapitel 4.1 gezeigt, aus einem rationalen Spezialisierungsverhalten ab. Erwachsene Haushaltsmitglieder teilen ihre Zeit zwischen Erwerbsarbeit, Reproduktionsarbeit und Freizeit auf. Die Person mit dem höheren Marktlohn, häufig der Mann, spezialisiert sich auf Erwerbsarbeit, während die andere Person, typischerweise die Frau, einen größeren Anteil der Reproduktionsarbeit übernimmt und ihre Erwerbstätigkeit reduziert. Der Haushalt maximiert so seinen Gesamtnutzen, indem jedes Mitglied entsprechend seiner relativen Produktivität eingesetzt wird.

Gerade diese Konstruktion führt jedoch dazu, dass Macht- und Verteilungskonflikte theoretisch ausgeblendet werden. Die Figur des altruistischen Familienoberhaupts vereint Entscheidungsgewalt und Ressourcenkontrolle in einer Person, deren wohlwollende Natur als gegeben unterstellt wird. Feministische Ökonominen haben dieses Modell daher als Konzeption eines „dictator“ (England, 2018, S. 43) kritisiert: Eine hierarchische Entscheidungsstruktur bleibt bestehen, wird jedoch durch die Annahme umfassenden Altruismus relativiert. Obwohl Becker das Familienoberhaupt formal geschlechtsneutral definiert, korrespondiert diese Rolle historisch und institutionell mit der privilegierten Stellung des männlichen Ernährers (Nelson, 1996, S. 62). Indem die Entscheidungsgewalt des Familienoberhaupts nicht als potenziell konfliktträchtig, sondern als Ausdruck altruistischer Fürsorge modelliert wird, verschwinden

innerfamiliäre Machtasymmetrien aus dem Analysehorizont (Nelson, 1996, S. 62). Verteilungskonflikte gelten im Modell als bereits durch den Altruismus gelöst. Divergierende Interessen zwischen den Haushaltsmitgliedern werden nicht systematisch erfasst. Auf diese Weise trägt die Annahme einer gemeinsamen Nutzenmaximierung dazu bei, patriarchale Strukturen theoretisch zu neutralisieren und geschlechtsspezifische Abhängigkeiten als effiziente Spezialisierung erscheinen zu lassen.

Die vorangegangene Analyse verdeutlicht, dass die Annahme universeller Nutzenmaximierung trotz ihres formalen Anspruchs auf Geschlechtsneutralität strukturell androzentrisch geprägt ist. Die Dichotomie zwischen eigennützigem Marktakteur und altruistischem Haushaltsmitglied erhebt das männlich dominierte Feld des Marktes zum paradigmatischen Ort rationalen Handelns, während Reproduktionsarbeit und innerfamiliäre Aushandlungsprozesse entweder konfliktfrei integriert werden oder analytisch randständig sind. In der Modellierung einer gemeinsamen Haushaltsnutzenfunktion werden Macht- und Verteilungsasymmetrien systematisch ausgeblendet und geschlechtsspezifische Arbeitsteilung wird als effiziente Spezialisierung naturalisiert. Zugleich verhindert das ordinale Nutzenkonzept eine normative Bewertung geschlechtsspezifischer Ungleichheiten. Insgesamt zeigt sich damit, dass das Ideal des nutzenmaximierenden Individuums implizit an männlich geprägten Marktbiografien orientiert ist und bestehende Geschlechterverhältnisse eher reproduziert als kritisch reflektiert.

5. Diskussion

Das Ziel der vorliegenden Arbeit bestand darin, zu untersuchen, inwiefern das neoklassische Modell des Homo oeconomicus von einem androzentrischen Bias geprägt ist. Die Analyse der drei konstitutiven Annahmen des Subjektmodells zeigt, dass diese nicht isoliert nebeneinanderstehen, sondern gemeinsam ein Subjektmodell konstruieren, indem historisch männlich codierte Eigenschaften verallgemeinert und als geschlechtsneutral ausgegeben werden. Der androzentrische Bias manifestiert sich dabei nicht durch explizite Aussagen über Geschlecht, sondern in der strukturellen Privilegierung bestimmter, kulturell männlich konnotierter Handlungslogiken und in der systematischen Ausblendung relationaler, reproduktiver und sozial eingebetteter Dimensionen ökonomischen Handelns. Obwohl die Reproduktionssphäre die Produktionssphäre grundlegend trägt, bleibt sie in der ökonomischen Analyse unberücksichtigt.

5.1. Zusammenfassung der Analyse

Durch die Rationalitätsannahme wird ein Ideal des autonomen und konsistent entscheidenden Individuums privilegiert, das strategisch kalkuliert und sein Handeln auf Nutzenmaximierung ausrichtet. Diese Konzeption knüpft an historisch gewachsene Dichotomien wie Rationalität vs. Emotionalität oder Autonomie vs. Abhängigkeit an, die kulturell geschlechtlich codiert und hierarchisch angeordnet sind. Am Beispiel der Humankapitaltheorie wird deutlich, wie diese Rationalitätsannahme strukturelle Ungleichheiten individualisiert und naturalisiert: Segregierte Arbeitsmärkte oder geschlechtsspezifische Lohnunterschiede erscheinen als Ergebnis rationaler Optimierungsentscheidungen, während institutionelle Rahmenbedingungen, soziale Normen und Machtverhältnisse analytisch in den Hintergrund geraten. Auf diese Weise wird eine historisch gewachsene Geschlechterordnung in ein Modell rationaler Wahl übersetzt und dadurch entpolitisiert. Auch die Annahme stabiler und exogener Präferenzen trägt zur Reproduktion androzentrischer Perspektiven bei. Indem Präferenzen als gegeben und weitgehend unabhängig von sozialen Kontexten modelliert werden, wird ihre gesellschaftliche Formung systematisch ausgeblendet. Prozesse der Sozialisation, Norminternalisierung und institutionellen Strukturierung, die geschlechtsspezifische Präferenzmuster maßgeblich prägen, erscheinen als analytisch irrelevant. Bestehende Ungleichheiten können so als Ausdruck individueller Wahl interpretiert werden, anstatt als Resultat asymmetrischer Machtverhältnisse. Die Nutzenmaximierungsannahme verdichtet diese Elemente schließlich zu einem formalisierten Handlungsschema, das ökonomische Relevanz primär über marktförmige, individualisierte Nutzenkalküle definiert. Die analytische Trennung von Markt und Haushalt reproduziert eine Hierarchisierung, in der marktförmige Aktivitäten als ökonomisch gelten, während reproduktive Tätigkeiten marginalisiert werden. Diese Grenzziehung reflektiert eine historisch gewachsene, geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und ist daher nicht wertneutral.

Diese Diagnose wird nicht nur von feministischen Ökonominen geteilt, sondern findet auch in anderen heterodoxen Strömungen Resonanz, die Handlungsfähigkeit als sozial, institutionell und historisch eingebettet betrachten (Mearman et al., 2023, S. 1134). Der Homo oeconomicus erscheint aus dieser Perspektive als analytische Figur, die Machtverhältnisse, Abhängigkeiten und soziale Ungleichheiten systematisch ausblendet. Entsprechend betonen heterodoxe Strömungen die Notwendigkeit, Machtstrukturen explizit in die ökonomische Analyse einzubeziehen und wirtschaftspolitische Maßnahmen vor diesem Hintergrund kritisch zu reflektieren (Mearman et al., 2023, S. 1135). Bereits Sen (1977) kritisierte, dass die Reduktion des Menschen auf einen rein nutzenmaximierenden Akteur zu einem verarmten Menschenbild des „rational fool“ führt und zugleich die Grundlage wirtschaftspolitischer Interventionen untergräbt, die auf dieser Annahme beruhen. Auch soziologische Perspektiven haben die Engführung menschlichen Handelns auf ökonomische Rationalität früh problematisiert. Mit seinem Konzept der Sozialökonomie betonte Weber (2009), dass wirtschaftliches Handeln stets in soziale, kulturelle und politische Sinnzusammenhänge eingebettet ist. Die Vorstellung eines isolierten, vollständig selbstbestimmten Akteurs erweist sich damit als analytische Verkürzung. Die historische Entwicklung des ökonomischen Mainstream-Denkens zeigt zudem, dass zentrale Annahmen der Disziplin zunehmend mit einer spezifischen marktorientierten Ideologie verknüpft wurden. Was ursprünglich als theoretische Setzung galt, wird als objektives, wertfreies Wissen behandelt. Hanappi-Egger (2014, S. 401) beschreibt diesen Prozess als Wirksamkeit von „taken-for-granted knowledge“, also von unhinterfragtem Wissen, das ideologische Vorstellungen nicht durch explizite Überzeugungen, sondern über alltägliche Praktiken und institutionelle Strukturen reproduziert. Besonders wirkmächtig ist diese Form der Ideologie, weil sie sich auf vermeintlich außerideologische Zwangskräfte wie „den Markt“ oder „die Natur“ beruft und dadurch Macht- und Ungleichheitsverhältnisse naturalisiert sowie dem politischen Diskurs entzieht (Hanappi-Egger, 2014, S. 401).

Vor diesem Hintergrund erscheint der androzentrische Bias des Modells des Homo oeconomicus nicht als isolierte Verzerrung, sondern als Teil eines umfassenderen theoretischen und institutionellen Rahmens, durch den soziale Einbettung, Macht und Ungleichheit systematisch unterbelichtet werden. Die feministische Kritik fügt dieser breiteren heterodoxen Kritik die spezifische Einsicht hinzu, dass gerade die geschlechtliche Codierung von Rationalität, Autonomie und Marktzentrierung eine zentrale Rolle bei der Konstruktion ökonomischer Normalität spielt.

5.2. Epistemologische Einordnung der Ergebnisse

Ein zentraler Einwand der Neoklassik gegen die hier formulierte Kritik lautet, dass der Homo oeconomicus nicht als realistische Beschreibung menschlicher Natur verstanden werden darf. Innerhalb der Neoklassik wird das Modell epistemologisch durch einen Instrumentalismus gerechtfertigt: Es handelt sich um eine idealtypische Abstraktion, deren Zweck nicht in der realitätsgetreuen Abbildung menschlichen Handelns liegt, sondern in der Ableitung empirisch überprüfbarer und prognosefähiger Aussagen (Reiss, 2012; Suchanek & Kerscher, 2007, S. 272). Entscheidend ist dabei nicht die Realitätsnähe der Annahmen, sondern ihre Erklärungskraft (Kirchgässner, 2008, S. 26). In dieser Perspektive erscheint der Vorwurf eines androzentrischen Bias zunächst als verfehlt, da das Modell ausdrücklich keinen Anspruch auf eine reale Beschreibung menschlichen Handelns legt.

Die Kritik richtet sich jedoch nicht gegen die Vereinfachung als solche, sondern gegen den Anspruch, der mit dieser Abstraktion verbunden wird: die Präsentation des Modells als wertfreies, geschlechtsneutrales und universell gültiges Instrument zur Erklärung ökonomischen Handelns. Auch ein instrumentelles Modell ist nicht voraussetzungslos. Die Auswahl dessen, was abstrahiert wird, und dessen, was als modellrelevant gilt, ist selbst ein normativer Prozess. Werden Autonomie, Nutzenkalkül und Marktintegration zum analytischen Kern erhoben, während Relationalität, Abhängigkeit, Sozialisation und Machtverhältnisse systematisch ausgeblendet werden, bestimmt diese Selektion das Feld möglicher Erkenntnis. Zu einem ähnlichen Schluss kommen auch Mearman et al. (2023), die feststellen, dass neoklassische Modelle in ihrer Abstraktion gesellschaftliche Machtverhältnisse reflektieren:

„It's not just that they [neoklassische Modelle] have the wrong assumptions, it's also that the very specific set of assumptions they have are not wrong in a random way, they're wrong in very systematic ways that prioritise the ways in which elite people interact with the economy.“ (S. 1123)

Hinzu kommt, dass der Instrumentalismus die Prognosefähigkeit des Modells als zentrales Gütekriterium setzt. Prognosen können jedoch nur dann allgemeine Gültigkeit beanspruchen, wenn sie unterschiedliche soziale Erfahrungswelten angemessen erfassen. Die vorangegangene Analyse in Kapitel 4.1 hat gezeigt, dass die Humankapitaltheorie geschlechtsspezifische Erwerbsverläufe auf Basis des Modells des Homo oeconomicus primär als Ergebnis rationaler Optimierungsentscheidungen erklärt. Empirische Befunde zur Persistenz von Lohnunterschieden sowie zur systematischen Abwertung frauendominierter Berufe legen hingegen nahe, dass institutionelle Praktiken und Machtverhältnisse insbesondere weibliche Erwerbsverläufe prägen. Wenn diese Dimensionen im Modell systematisch unberücksichtigt bleiben, ist seine Prognosefähigkeit nicht universell, sondern perspektivisch begrenzt. Der Verweis auf Instrumentalismus vermag den Vorwurf des Androzentrismus daher nicht vollständig zu entkräften.

An diesem Punkt gewinnt Hardings Unterscheidung zwischen „schwacher“ und „starker“ Objektivität Relevanz. Die neoklassische Ökonomik lässt sich nach Harding dem Verständnis schwacher Objektivität zuordnen: Objektivität wird primär über formale Konsistenz, mathematische Deduktion und empirische Testbarkeit definiert, während der soziale und historische Kontext der Entstehung theoretischer Annahmen weitgehend unreflektiert bleibt. Die Trennung von Kontext der Entdeckung und Kontext der Rechtfertigung erlaubt es, gesellschaftliche Bedingungen der Theoriebildung als erkenntnistheoretisch irrelevant zu behandeln. Gerade hier liegt jedoch das Problem: Wird die soziale Situiertheit theoretischer Kategorien nicht systematisch reflektiert, können partikuläre Perspektiven als universelle ausgegeben werden. Der Homo oeconomicus erscheint geschlechtsneutral, weil seine historische Einbettung in eine spezifische, männlich dominierte Wissenschaftskultur nicht thematisiert wird. Es fehlt eine reflexive Erweiterung der Erkenntnisperspektive um jene sozialen Standpunkte, die von den dominanten Kategorien nicht adäquat erfasst werden. Eine starke Objektivität würde demgegenüber verlangen, die blinden Flecken hegemonialer Perspektiven systematisch zu untersuchen und marginalisierte Erfahrungswelten in den Erkenntnisprozess einzubeziehen. Haraways Konzept des situierten Wissens bestätigt diese Kritik. Der Homo oeconomicus repräsentiert ein entkörperlichtes, kontextfreies Subjekt, das unabhängig von sozialen Bindungen konzipiert ist. In dieser Abstraktion entsteht der Eindruck eines universellen Beobachtungsstandpunkts. Die vermeintliche Neutralität resultiert aus der Ausblendung jener sozialen Bedingungen, unter denen bestimmte Handlungsmuster, wie Eigennutzorientierung oder geringe Care-Verpflichtungen, zur impliziten Norm werden. Die Situiertheit dieser Norm bleibt unmarkiert und kann dadurch als allgemeingültig erscheinen.

Der androzentrische Bias setzt sich im positivistischen Anspruch der Neoklassik auf Werturteilsfreiheit fort. Feministische Ökonominen kritisieren insbesondere die starke Privilegierung mathematisch-deduktiver Modelle als alleinige Methode zur Erlangung wissenschaftlicher Objektivität. Nelson (1992) zeigt, dass die Ökonomik Eigenschaften wie „hart“, „logisch“ und „präzise“ als Qualitätskriterien etabliert hat. Diese Zuschreibungen sind historisch und kulturell mit Männlichkeit konnotiert, während kontextuelle, narrative oder qualitative Erkenntnisformen häufig feminisiert und als weniger wissenschaftlich abgewertet werden (Nelson, 1996). Damit wird nicht nur ein bestimmtes Methodenideal privilegiert, sondern zugleich eine Hierarchisierung von Erkenntnisweisen produziert. Auch aus anderen heterodoxen Perspektiven wird dem neoklassischen Mainstream vorgeworfen, mit unrealistischen Annahmen zu operieren und sich zugleich auf einen positivistischen Objektivitätsanspruch zu berufen (Mearman et al., 2023, S. 1126). Diese Kombination ermöglicht es, normativen Setzungen eine scheinbar neutrale Form zu verleihen. Zudem zeigen Mearman et al. (2023), dass heterodoxe Ansätze innerhalb der Disziplin systematisch marginalisiert werden. Die Einnahme von alternativen Perspektiven und Abweichungen von der dominanten Methodik führen zu geringeren

Publikations- und Karrierechancen. Als implizites Zugangskriterium gilt insbesondere mathematische Modellierung, die darüber mitentscheidet, was als legitime Ökonomik anerkannt wird (Colander et al., 2004, S. 493; Stilwell, 2023, S. 190). Das Resultat ist ein methodischer Monismus, in dem bestimmte Fragestellungen, etwa zur Bedeutung von Reproduktionsarbeit, zu Diskriminierungserfahrungen oder zu institutionellen Arrangements, strukturell benachteiligt bleiben. Der androzentrische Bias manifestiert sich somit nicht nur im theoretischen Subjektmodell, sondern auch in den Strukturen der Disziplin selbst. Wenn nur bestimmte Methodiken als wissenschaftlich legitim gelten, beeinflusst dies, welche Phänomene überhaupt sichtbar werden.

Aus der Analyse folgt jedoch nicht, dass die neoklassische Ökonomik oder das Modell des Homo oeconomicus vollständig abgelehnt werden sollten. Modelle müssen notwendigerweise Abstraktionen vornehmen und mathematische Formalisierung kann analytische Klarheit schaffen. Problematisch ist weniger die Existenz, sondern die vermeintliche Allgemeingültigkeit des Modells des Homo oeconomicus sowie die hegemoniale Stellung der Neoklassik. Im Sinne feministischer Epistemologie lässt sich argumentieren, dass eine stärkere methodische und theoretische Pluralisierung zu einer stärkeren Objektivität beitragen kann. Die Integration alternativer Menschenbilder, relationaler Handlungskonzepte und machtanalytischer Perspektiven würde nicht die Abschaffung bestehender Modelle bedeuten, sondern deren Ergänzung. Eine diversere Wissenschaftslandschaft erhöht die Wahrscheinlichkeit, dass implizite Verzerrungen erkannt und korrigiert werden. Objektivität entsteht dann nicht durch Perspektivlosigkeit, sondern durch reflektierte Perspektivenvielfalt. Die feministische Kritik am Homo oeconomicus ist insofern nicht als grundlegende Ablehnung des Modells und der neoklassischen Ökonomik zu verstehen, sondern als Appell zur Erweiterung der ökonomischen Erkenntnismöglichkeiten.

5.3. Implikationen für Ökonomie und Politik

Es wird deutlich, dass der androzentrische Bias nicht nur das Subjektmodell des Homo oeconomicus betrifft, sondern innerhalb eines hegemonialen Paradigmas wirksam ist. Vor dem Hintergrund der in Kapitel 2.2 dargestellten Dominanz der Neoklassik gewinnt diese Feststellung eine wissenschaftspolitische Dimension. Wenn ein Subjektmodell, durch das historisch und kulturell männlich codierte Handlungslogiken privilegiert werden, zur disziplinären Leitfigur erhoben wird, beeinflusst dies auch Lehre, Forschungspraxis und Politik.

Kapeller et al. (2022, S. 1195–1196) zeigen, dass die Mehrheit der Professuren im deutschsprachigen Raum im neoklassischen Paradigma verortet sind. Damit geht einher, dass der Homo oeconomicus vielfach als Ausgangspunkt ökonomischen Denkens vermittelt wird. Dadurch wird ein spezifisches Verständnis von Rationalität, Effizienz und Marktkoordination frühzeitig als selbstverständlich etabliert. Studien weisen außerdem daraufhin, dass das Modell eine Indoktrinationswirkung haben kann und Studierende der Wirtschaftswissenschaften ihr Handeln eher nach diesem Modell ausrichten (Frank et al., 1993; Miragaya-Casillas et al., 2023). Heterodoxe Denkschulen sowie Wirtschaftsgeschichte werden selten gelehrt, wodurch der Mainstream systematisch reproduziert wird und pluralistische Perspektiven marginalisiert werden (Stilwell, 2023, S. 194). Auch Geschlecht wird in der wirtschaftswissenschaftlichen Lehre kaum thematisiert (Maier, 2019, S. 643). Dies spiegelt sich in Lehrbüchern wider: Männer bleiben die zentrale Referenzgruppe und werden als Entscheidungsträger dargestellt, während Frauen meist als Problemgruppe thematisiert werden (Beblo, 2020). Genderfragen werden kaum in Makroökonomie, Konsum- oder Investitionsthemen behandelt, sondern überwiegend auf Kapitel zu Arbeitsmarkt und Haushaltsökonomik beschränkt. Außerdem sind Frauen in der wirtschaftswissenschaftlichen Lehre unterrepräsentiert. Schuetz et al. (2024, S. 5–6) zeigen, dass der Frauenanteil unter den Fakultätsmitgliedern an den 25 weltweit führenden Wirtschaftsfakultäten zwischen 2021 und 2023 im Schnitt bei 22% liegt.

Die Dominanz des neoklassischen Paradigmas hat auch Auswirkungen auf wirtschaftspolitische Prioritätensetzung. Wenn Marktmechanismen als primärer Koordinationsmodus gelten und individuelle Nutzenkalküle als zentrale Erklärungsmuster dienen, geraten strukturelle Machtverhältnisse, institutionelle Diskriminierung oder unbezahlte Reproduktionsarbeit systematisch in den Hintergrund. Maier (2010) zeigt in ihrer Analyse der wirtschaftspolitischen Leitlinien der Europäischen Union, dass die Ausrichtung der Wirtschaftspolitik auf Preisstabilität, Haushaltskonsolidierung und Flexibilisierung der Arbeitsmärkte mit einem Stillstand bei der Verfolgung von Gleichstellungspolitiken einhergeht. Elson und Cagatay (2000) kritisieren, dass die Makroökonomik ausschließlich bezahlte Erwerbsarbeit als produktiv anerkennt und unbezahlte Reproduktionsarbeit systematisch ausblendet. Im Zuge neoliberaler Restrukturierungen, etwa durch Strukturanpassungsprogramme oder die Privatisierung öffentlicher Leistungen, wird soziale Reproduktion verstärkt in private Haushalte verlagert und damit vor allem

Frauen übertragen, deren unbezahlte Arbeit implizit als unbegrenzt verfügbare Ressource vorausgesetzt wird (Elson & Cagatay, 2000). Auf diese Weise stabilisiert sich ein androzentrischer Arbeitsbegriff, der männlich konnotierte Erwerbsarbeit privilegiert und bestehende Geschlechterasymmetrien fortschreibt. Der neoklassische Mainstream wird nicht nur für die fehlende Auseinandersetzung mit Machtverhältnissen kritisiert, sondern auch dafür, durch seinen unrealistischen Zugang zur Ökonomik bestehende soziale Ungleichheiten, etwa entlang von Klasse, race oder Geschlecht, systematisch zu reproduzieren (Mearman et al., 2023, S. 1125–1127). Obwohl er als wertfrei gilt, wird im neoklassischen Mainstream implizit ein normativer oder sogar konstruktivistischer Ansatz verfolgt, der ökonomische Wirklichkeiten nicht nur abbildet, sondern aktiv mitgestaltet und bestehende Machtstrukturen stabilisiert (Mearman et al., 2023, S. 1126–1127).

Insgesamt zeigt sich, dass der androzentrische Bias nicht nur das Subjektmodell der Neoklassik betrifft, sondern in die institutionellen Strukturen der ökonomischen Disziplin eingelassen ist. Durch seine hegemoniale Stellung prägt das neoklassische Paradigma nicht nur, was als rational, produktiv oder effizient gilt, sondern auch, welche gesellschaftlichen Realitäten ökonomisch sichtbar werden und welche systematisch unsichtbar bleiben. Der Anspruch auf Werturteilsfreiheit verdeckt dabei, dass ein historisch männlich codiertes Handlungsmodell verallgemeinert und als universelle Beschreibung ökonomischer Aktivität naturalisiert wird. Die Auseinandersetzung mit dem androzentrischen Bias ist daher eine grundlegende Voraussetzung für eine reflexive und geschlechtergerechte Ökonomik.

5.4. Grenzen der Arbeit und Ausblick

In der vorliegenden Arbeit wird ein theorieanalytischer Zugang verfolgt und der Fokus auf die Rekonstruktion sowie kritische Einordnung zentraler Annahmen des Modells des Homo oeconomicus gelegt. Diese Fokussierung bringt notwendigerweise Begrenzungen mit sich. Eine eigenständige empirische Untersuchung wurde nicht durchgeführt, die Argumentation stützt sich auf eine theoretische Analyse und bestehende Befunde aus der Literatur. In der Arbeit wird somit auf konzeptioneller Ebene gezeigt, dass die Modellannahmen des Homo oeconomicus androzentrisch strukturiert sind und zur Individualisierung sowie Entpolitisierung geschlechtsspezifischer Ungleichheiten tendieren. Es konnte hingegen nicht abgebildet werden, in welchem konkreten Ausmaß wirtschaftspolitische Maßnahmen direkt auf diesen Annahmen beruhen oder welche Effekte sich empirisch im Detail nachweisen lassen. Zukünftige Forschungen könnten systematisch untersuchen, wie ökonomische Modellannahmen in Gesetzgebung oder arbeitsmarktpolitischen Programmen wirksam werden. Auf diese Weise ließe sich die normative Reichweite ökonomischer Theorien untersuchen. Zudem konzentriert sich die Analyse primär auf die Kategorie Geschlecht. Weiblichkeit und Männlichkeit wurden dabei analytisch essentialisiert, während andere Ungleichheitsdimensionen, wie Klasse oder race, unberücksichtigt blieben. Eine intersektionale Erweiterung könnte aufzeigen, inwiefern

der Homo oeconomicus neben androzentrismen auch klassenspezifische oder eurozentrische Normalitätsannahmen reproduziert. Außerdem bleibt die Untersuchung auf der Ebene des theoretischen Modells und seiner epistemologischen Fundierung. Eine vertiefte Analyse disziplinärer Praktiken, wie der konkreten Ausgestaltung der wirtschaftswissenschaftlichen Lehre oder Geschlechterunterschiede an Universitäten, könnte klären, wie sich der identifizierte Bias institutionell verfestigt. Ebenso erscheint eine differenzierte Betrachtung verschiedener ökonomischer Strömungen sinnvoll, um zu prüfen, inwiefern neuere Ansätze und alternative Subjektmodelle bestimmte Kritikpunkte bereits adressieren. Eine vergleichende Analyse unterschiedlicher Subjektmodelle entlang verschiedener Ungleichheitsdimensionen könnte zeigen, welche sozialen Realitäten dargestellt oder ausgeblendet werden. Insgesamt legt die Analyse nahe, dass die Auseinandersetzung mit dem Homo oeconomicus nicht als isolierte Modellkritik verbleiben sollte, sondern Teil einer umfassenderen Reflexion über wissenschaftliche Objektivität, implizite Normalitätsannahmen und methodische Pluralität innerhalb der Ökonomik sein muss.

6. Fazit

Im Rahmen dieser Arbeit wurde der Frage nachgegangen, inwiefern das neoklassische Subjektmodell des Homo oeconomicus von einem androzentrischen Bias geprägt ist. Ausgangspunkt bildete der Anspruch der neoklassischen Ökonomik, ein universell gültiges und geschlechtsneutrales Modell ökonomischen Handelns zu formulieren. Auf Grundlage der feministischen Epistemologie und Ökonomik sowie einer Rekonstruktion zentraler Modellannahmen wurde untersucht, inwieweit dieser Universalitätsanspruch einer kritischen Analyse standhält.

In der Analyse wurde gezeigt, dass die konstitutiven Annahmen des Subjektmodells strukturell mit historisch gewachsenen, geschlechtlich codierten Dichotomien verbunden sind. Durch die Betonung von Autonomie, Rationalität und individueller Nutzenmaximierung wird ein Handlungstyp privilegiert, der kulturell und historisch mit männlich konnotierten Handlungslogiken korrespondiert. Gleichzeitig geraten relationale, soziale und reproduktive Dimensionen ökonomischen Handelns in den Hintergrund. Durch die Annahme stabiler und exogener Präferenzen werden ihre soziale und institutionelle Entstehung ausgeblendet. Die Annahme der Nutzenmaximierung trägt außerdem dazu bei, den männlich konnotierten Markt und den weiblich codierten Haushalt analytisch zu trennen. Der Markt wird zum paradigmatischen Ort ökonomischen, nutzenmaximierenden Handelns herausgestellt, während im Haushalt Altruismus unterstellt wird. Es wird deutlich, dass der androzentrische Bias weniger in expliziten Aussagen über Geschlecht liegt als vielmehr in der strukturellen Privilegierung männlich-codierter Handlungslogiken und in der systematischen Ausblendung der überwiegend von Frauen geleisteten Reproduktionsarbeit. Besonders relevant ist in diesem Zusammenhang die Tendenz zur Individualisierung und Entpolitisierung geschlechtsspezifischer Ungleichheiten. Wenn ungleiche Ergebnisse auf dem Arbeitsmarkt primär als Ergebnis rationaler Entscheidungen interpretiert werden, geraten gesellschaftliche Machtverhältnisse, institutionelle Rahmenbedingungen und normative Strukturen aus dem analytischen Blickfeld. Ungleichheiten werden damit als notwendige Konsequenz individueller Wahlhandlungen gerechtfertigt, wodurch politische Interventionen delegitimiert werden können.

Es wurde außerdem deutlich, dass der androzentrische Bias nicht ausschließlich das Subjektmodell des Homo oeconomicus betrifft, sondern in ein hegemoniales Paradigma eingebettet ist. Der Anspruch der Neoklassik auf Werturteilsfreiheit verdeckt dabei, dass ein männlich-codiertes Handlungsmodell verallgemeinert und als universelle Beschreibung ökonomischer Aktivität naturalisiert wird. Die Dominanz des neoklassischen Paradigmas prägt sowohl die wirtschaftswissenschaftliche Lehre als auch wirtschaftspolitische Prioritäten. Der Homo oeconomicus fungiert dabei als zentrales Referenzmodell, während heterodoxe Ansätze und Genderperspektiven marginalisiert bleiben. Dadurch geraten Machtverhältnisse, unbezahlte Reproduktionsarbeit und strukturelle Ungleichheiten aus dem Blick, während ein

androzentrischer Arbeitsbegriff und bestehende Geschlechterasymmetrien reproduziert werden. Alternative Sichtweisen auf ökonomische Realität werden durch den methodischen und theoretischen Monismus systematisch marginalisiert. Die Kritik am Androzentrismus der Ökonomie knüpft damit an eine breitere heterodoxe Debatte über die mangelnde Pluralität der wirtschaftswissenschaftlichen Disziplin an.

Im Hinblick auf die Forschungsfrage lässt sich festhalten, dass das Modell des Homo oeconomicus strukturell von einem androzentrischen Bias geprägt ist. Dieser zeigt sich nicht nur in der normativen Konstruktion seiner konstitutiven Annahmen, sondern setzt sich in der hegemonialen Stellung des neoklassischen Paradigmas fort. Es wird jedoch nicht auf eine grundlegende Zurückweisung des Homo oeconomicus oder der neoklassischen Ökonomik abgezielt. Vielmehr hat die Rekonstruktion der Modellannahmen gezeigt, dass diese innerhalb ihres formalen Rahmens analytische Klarheit und methodische Stringenz besitzen. Problematisch ist daher weniger die Verwendung abstrahierter Modelle als vielmehr ihr impliziter Universalitätsanspruch sowie die unzureichende Reflexion ihrer sozialen und historischen Situiertheit. Es wird daher für eine stärkere epistemische Reflexivität innerhalb der Ökonomik plädiert. Durch eine solche Perspektive wird die Möglichkeit eröffnet, das bestehende theoretische Instrumentarium nicht zu verwerfen, sondern kritisch zu erweitern und in einen pluraleren wissenschaftlichen Dialog einzubetten. Die Diversifizierung der Wissenschaftslandschaft kann dazu beitragen, blinde Flecken sichtbar zu machen und die Erklärungskraft ökonomischer Theorien zu erhöhen.

Literaturverzeichnis

- Arnsperger, C. & Varoufakis, Y. (2006). What is neoclassical economics? The three axioms responsible for its theoretical oeuvre, practical irrelevance and, thus, discursive power. *Panoeconomicus*, 53(1), 5–18. <https://doi.org/10.2298/PAN0601005A>
- Bakker, I. C. (1994). *The strategic silence: Gender and economic policy*. Zed Books.
- Bauhardt, C. & Çağlar, G. (2010). Einleitung. In C. Bauhardt & G. Çağlar (Hrsg.), *Gender and economics: Feministische Kritik der politischen Ökonomie* (1. Aufl., S. 7–17). VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Beauvoir, S. de. (2023). *Das andere Geschlecht: Sitte und Sexus der Frau* (U. Aumüller & G. Osterwald, Übers.) (Neuausgabe, 26. Aufl.). Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Beblo, M. (2020). Gender in VWL-Lehrbüchern. In C. Fridrich, R. Hedtke & W. Ötsch (Hrsg.), *Sozioökonomische Bildung und Wissenschaft. Grenzen überschreiten, Pluralismus wagen – Perspektiven sozioökonomischer Hochschullehre* (S. 183–193). Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-29642-1_10
- Becker, G. S. (1981). *A treatise on the family*. Harvard University Press.
- Becker, G. S. (1982). *Der ökonomische Ansatz zur Erklärung menschlichen Verhaltens*. Mohr.
- Becker, G. S. (1985). Human Capital, Effort, and the Sexual Division of Labor. *Journal of Labor Economics*, 3(1), 33-58. <https://doi.org/10.1086/298075>
- Becker, G. S. (1993). *Human capital: A theoretical and empirical analysis, with special reference to education* (Third edition). The University of Chicago Press.
- Becker, G. S. (1996). *Accounting for tastes*. Harvard University Press.
- Becker-Schmidt, R. (2019). Produktion – Reproduktion: kontroverse Zugänge in der Geschlechterforschung zu einem verwickelten Begriffspaar. In B. Kortendiek, B. Riegraf & K. Sabisch (Hrsg.), *Handbuch interdisziplinäre Geschlechterforschung* (S. 64–75). Springer.
- Biesecker, A. & Hofmeister, S. (2010). Im Fokus: Das (Re)Produktive.: Die Neubestimmung des Ökonomischen mithilfe der Kategorie (Re)Produktivität. In C. Bauhardt & G. Çağlar (Hrsg.), *Gender and economics: Feministische Kritik der politischen Ökonomie* (1. Aufl., S. 51–80). VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Blaug, M. (1996). *Economic theory in retrospect* (Fifth edition). Cambridge University Press. <https://doi.org/10.1017/CBO9780511805639>
- Choi, H. (2022). The Nineteenth Century. In B. G. Smith & N. Robinson (Hrsg.), *The Routledge Histories. The Routledge global history of feminism* (1st edition, S. 105–118). Routledge. <https://doi.org/10.4324/9781003050049-10>
- Colander, D. (2000). The Death of Neoclassical Economics. *Journal of the History of Economic Thought*, 22(2), 127–143. <https://doi.org/10.1080/10427710050025330>

- Colander, D., Holt, R. & Rosser, B. (2004). The changing face of mainstream economics. *Review of Political Economy*, 16(4), 485–499.
<https://doi.org/10.1080/0953825042000256702>
- Crenshaw, K. (1989). Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine. *The University of Chicago Legal Forum*, 139–167.
- Dressel, K. & Wanger, S. (2010). Erwerbsarbeit: Zur Situation von Frauen auf dem Arbeitsmarkt. In R. Becker & B. Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung: Theorie, Methoden, Empirie* (3., erweiterte und durchgesehene Auflage, S. 489–498). VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Elson, D. & Cagatay, N. (2000). The Social Content of Macroeconomic Policies. *World Development*, 28(7), 1347–1364. [https://doi.org/10.1016/S0305-750X\(00\)00021-8](https://doi.org/10.1016/S0305-750X(00)00021-8)
- England, P. (1982). The Failure of Human Capital Theory to Explain Occupational Sex Segregation. *The Journal of Human Resources*, 17(3), 358–370.
<https://doi.org/10.2307/145585>
- England, P. (2018). Separative and Soluble Selves: Dichotomous Thinking in Economics. In M. Fineman & T. Dougherty (Hrsg.), *Feminism Confronts Homo Economicus: Gender, Law, and Society* (1st ed., S. 32–56). Cornell University Press.
- England, P., Hermesen, J. M. & Cotter, D. A. (2000). The Devaluation of Women's Work: A Comment on Tam. *American Journal of Sociology*, 105(6), 1741–1751.
<https://doi.org/10.1086/210471>
- England, P. & Kilbourne, B. S. (1990). Feminist Critiques of the Separative Model of Self. *Rationality and Society*, 2(2), 156–171.
<https://doi.org/10.1177/1043463190002002005>
- Folbre, N. & Hartmann, H. (1989). The rhetoric of self-interest: Ideology of gender in economic theory. In A. Klammer (Hrsg.), *The consequences of economic rhetoric* (Reprinted., S. 184–204). Cambridge Univ. Press.
<https://doi.org/10.1017/CBO9780511759284.014>
- Frank, R. H., Gilovich, T. & Regan, D. T. (1993). Does Studying Economics Inhibit Cooperation? *Journal of Economic Perspectives*, 7(2), 159–171.
<https://doi.org/10.1257/jep.7.2.159>
- Ghilarducci, T., Knauss, Z., McGahey, R., Milberg, W. & Landes, D. (2023). The Future of Heterodox Economics. *Journal of Philosophical Economics*, Volume XVI(1), 196–221. <https://doi.org/10.46298/jpe.11114>
- Gintis, H. (1974). Welfare Criteria with Endogenous Preferences: The Economics of Education. *International Economic Review*, 15(2), 415. <https://doi.org/10.2307/2525867>

- Hanappi-Egger, E. (2014). 'Homo Economicus' and 'His' Impact on Gendered Societies. In M. Evans, C. Hemmings, M. Henry, H. Johnstone, S. Madhok, A. Plomien & S. Wearing (Hrsg.), *The SAGE Handbook of Feminist Theory* (S. 397–420). SAGE Publications Ltd. <https://doi.org/10.4135/9781473909502.n27>
- Hannover, B. & Wolter, I. (2019). Geschlechtsstereotype: wie sie entstehen und sich auswirken. In B. Kortendiek, B. Riegraf & K. Sabisch (Hrsg.), *Handbuch interdisziplinäre Geschlechterforschung* (S. 200–210). Springer.
- Haraway, D. (1988). Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective. *Feminist Studies*, 14(3), 575. <https://doi.org/10.2307/3178066>
- Harding, S. (1991). *Whose Science? Whose Knowledge? Thinking from Women's Lives*. Cornell University Press. <https://doi.org/10.7591/9781501712951>
- Harding, S. (2010). Wissenschafts- und Technikforschung: Multikulturelle und postkoloniale Geschlechteraspekte. In R. Becker & B. Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung: Theorie, Methoden, Empirie* (3., erweiterte und durchgesehene Auflage, S. 312–321). VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hodgson, G. M. (2025). On the Meaning of "Neoclassical Economics". *Journal of Economic Issues*, 59(4), 1070–1083. <https://doi.org/10.1080/00213624.2025.2575654>
- Kapeller, J., Puehringer, S. & Grimm, C. (2022). Paradigms and policies: the state of economics in the German-speaking countries. *Review of International Political Economy*, 29(4), 1183–1210. <https://doi.org/10.1080/09692290.2021.1904269>
- Kargol-Wasiluk, A., Wildowicz-Giegiel, A. & Zalesko, M. (2018). The Evolution of the Economic Man. From Homo Oeconomicus to Homo Moralistic. *Gospodarka Narodowa*, 293(1), 33–57. <https://doi.org/10.33119/GN/100566>
- Kent, S. K. (2022). Definitions. In B. G. Smith & N. Robinson (Hrsg.), *The Routledge Histories. The Routledge global history of feminism* (1st edition, S. 9–22). Routledge. <https://doi.org/10.4324/9781003050049-3>
- Kirchgässner, G. (2008). *Homo Oeconomicus: The economic model of behaviour and its applications in economics and other social sciences*. Springer-Verlag New York.
- Klinger, C. (2019). Dualismenbildung: dem Denken vorfindlich, unausweichlich und falsch. In B. Kortendiek, B. Riegraf & K. Sabisch (Hrsg.), *Handbuch interdisziplinäre Geschlechterforschung* (S. 165–175). Springer.
- Lillemeier, S. (2019). Gender Pay Gap: von der gesellschaftlichen und finanziellen Abwertung von "Frauenberufen". In B. Kortendiek, B. Riegraf & K. Sabisch (Hrsg.), *Handbuch interdisziplinäre Geschlechterforschung* (S. 1013–1021). Springer.
- Lott, Y., Hobler, D., Pfahl, S. & Unrau, E. (2022). *Stand der Gleichstellung von Frauen und Männern in Deutschland*. WSI Report Nr. 72.

- Lukose, R. (2022). South Asia. In B. G. Smith & N. Robinson (Hrsg.), *The Routledge Histories. The Routledge global history of feminism* (1st edition, S. 194–207). Routledge. <https://doi.org/10.4324/9781003050049-17>
- Maier, F. (1993). Homo Oeconomicus. *PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft*, 23(4), 551–571. <https://doi.org/10.32387/prokla.v23i93.1017>
- Maier, F. (2010). Die wirtschaftspolitischen Leitlinien der Europäischen Union – eine feministische Kritik. In C. Bauhardt & G. Çağlar (Hrsg.), *Gender and economics: Feministische Kritik der politischen Ökonomie* (1. Aufl., S. 234–257). VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Maier, F. (2019). Wirtschaftswissenschaften: Entwicklungen in der feministischen Ökonomie. In B. Kortendiek, B. Riegraf & K. Sabisch (Hrsg.), *Handbuch interdisziplinäre Geschlechterforschung* (S. 642–650). Springer.
- Mankiw, N. G. & Taylor, M. P. (2018). *Grundzüge der Volkswirtschaftslehre* (7., überarbeitete Auflage). Schäffer-Poeschel Verlag.
- Mearman, A., Berger, S. & Guizzo, D. (2023). What is Heterodox Economics? Insights from Interviews with Leading Thinkers. *Journal of Economic Issues*, 57(4), 1119–1141. <https://doi.org/10.1080/00213624.2023.2273130>
- Meyer, L., Thienenkamp, M., Gruver, N. & Trächtler, J. (2025). Glossar. In J. Trächtler (Hrsg.), *Feministische Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie: Eine Einführung* (S. 237–257). J.B. Metzler. https://doi.org/10.1007/978-3-662-71119-4_23#DOI
- Mies, M. (2024). Methodische Postulate zur Frauenforschung - dargestellt am Beispiel der Gewalt gegen Frauen. In K. Hoppe & F. Vogelmann (Hrsg.), *Feministische Epistemologien: Ein Reader* (S. 130–161). Suhrkamp Verlag.
- Miragaya-Casillas, C., Aguayo-Estremera, R. & Ruiz-Villaverde, A. (2023). University students, economics education, and self-interest. A systematic literature review. *International Review of Economics Education*, 43, 100266. <https://doi.org/10.1016/j.iree.2023.100266>
- Morgan, M. S. (2006). Economic Man as Model Man: Ideal Types, Idealization and Caricatures. *Journal of the History of Economic Thought*, 28(1), 1–27. <https://doi.org/10.1080/10427710500509763>
- Munien, I. & Telukdarie, A. (2025). Updating neoclassical economics with contemporary conceptions of homo economicus: a bibliometric analysis. *Quality & Quantity*, 59(2), 1123–1151. <https://doi.org/10.1007/s11135-024-02007-4>
- Nelson, J. A. (1992). Gender, Metaphor, and the Definition of Economics. *Economics and Philosophy*, 8(1), 103–125. <https://doi.org/10.1017/S026626710000050X>
- Nelson, J. A. (1995). Feminism and Economics. *Journal of Economic Perspectives*, 9(2), 131–148. <https://doi.org/10.1257/jep.9.2.131>

- Nelson, J. A. (1996). *Feminism, objectivity and economics. Economics as social theory*. Routledge.
- Paulitz, T. (2019). Parteilichkeit - Objektivität: Frauen- und Geschlechterforschung zwischen Politik und Wissenschaft. In B. Kortendiek, B. Riegraf & K. Sabisch (Hrsg.), *Handbuch interdisziplinäre Geschlechterforschung* (S. 154–164). Springer.
- Persky, J. (1995). Retrospectives: The Ethology of Homo Economicus. *Journal of Economic Perspectives*, 9(2), 221–231. <https://doi.org/10.1257/jep.9.2.221>
- Pimminger, I. (2019). Gleichheit - Differenz: die Debatten um Geschlechtergerechtigkeit in der Geschlechterforschung. In B. Kortendiek, B. Riegraf & K. Sabisch (Hrsg.), *Handbuch interdisziplinäre Geschlechterforschung* (S. 45–54). Springer.
- Pollak, R. A. (1978). Endogenous Tastes in Demand and Welfare Analysis. *The American Economic Review*, 68(2), 374–379.
- Reiss, J. (2012). Idealization and the Aims of Economics: Three Cheers for Instrumentalism. *Economics and Philosophy*, 28(3), 363–383. <https://doi.org/10.1017/S0266267112000284>
- Scheele, A. (2019). Arbeit und Geschlecht: Erwerbsarbeit, Hausarbeit und Care. In B. Kortendiek, B. Riegraf & K. Sabisch (Hrsg.), *Handbuch interdisziplinäre Geschlechterforschung* (S. 753–762). Springer.
- Schuetz, J., Sondergeld, V. & Weilage, I. (2024). *The Women in Economics Index – Monitoring Women Economists' Representation in Leadership Positions*. Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung. <https://www.econstor.eu/handle/10419/289553>
- Sen, A. K. (1977). Rational Fools: A Critique of the Behavioral Foundations of Economic Theory. *Philosophy & Public Affairs*, 6(4), 317–344.
- Simon, H. A. (1955). A Behavioral Model of Rational Choice. *The Quarterly Journal of Economics*, 69(1), 99–118. <https://doi.org/10.2307/1884852>
- Singer, M. (2010). Feministische Wissenschaftskritik und Epistemologie: Voraussetzungen, Positionen, Perspektiven. In R. Becker & B. Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung: Theorie, Methoden, Empirie* (3., erweiterte und durchgesehene Auflage, S. 292–301). VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Spivak, G. C. (1996). Subaltern Studies. Deconstructing historiography. In D. Landry & G. M. MacLean (Hrsg.), *The Spivak reader* (S. 203–235). Routledge.
- Stigler, G. J. & Becker, G. S. (1977). De Gustibus Non Est Disputandum. *The American Economic Review*, 67(2), 76–90.
- Stilwell, F. (2023). The Future for Political Economy: Towards Unity in Diversity? *Review of Political Economy*, 35(1), 189–210. <https://doi.org/10.1080/09538259.2022.2063515>
- Suchanek, A. & Kerscher, K.-J. (2007). Der Homo oeconomicus: Verfehltes Menschenbild oder leistungsfähiges Analyseinstrument? In R. Lang & A. Schmidt (Hrsg.),

- Individuum und Organisation* (S. 251–275). DUV. https://doi.org/10.1007/978-3-8350-9386-7_11
- Thiessen, B. (2010). Feminismus: Differenzen und Kontroversen. In R. Becker & B. Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung: Theorie, Methoden, Empirie* (3., erweiterte und durchgesehene Auflage, S. 37–44). VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Trächtler, J. (2025a). Starke Objektivität. In J. Trächtler (Hrsg.), *Feministische Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie: Eine Einführung* (S. 71–75). J.B. Metzler. https://doi.org/10.1007/978-3-662-71119-4_8#DOI
- Trächtler, J. (2025b). Themen, Kontext und Entstehung der feministischen Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie. In J. Trächtler (Hrsg.), *Feministische Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie: Eine Einführung* (S. 1–17). J.B. Metzler. https://doi.org/10.1007/978-3-662-71119-4_1
- van Staveren, I. (2010). Feminist Economics: Setting out the Parameters. In C. Bauhardt & G. Çağlar (Hrsg.), *Gender and economics: Feministische Kritik der politischen Ökonomie* (1. Aufl., S. 18–48). VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Weber, M. (2009). *Wirtschaft und Gesellschaft: Grundriss der verstehenden Soziologie* (5., rev. Aufl., Studienausg. [Nachdr.]. Mohr Siebeck.